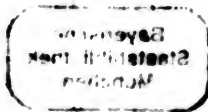
Konstantin der Große.

Von

Johann Georg Pfahler,
Priester der Diöcese Rottenburg.



Lindau, 1846.
Verlag von Johann Thomas Stettner.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Christenverfolgungen.

Das Wort vom Kreuze ist zwar Thorheit denen, die verloren gehen, uns aber, die wir selig werden, ist es eine Kraft Gottes. — — — Sehet nur, Brüder, auf eure Berufung, — was vor der Welt thöricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen, und das Geringe hat Gott erwählt und das Verachtete und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichte zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm rühme. I. Korinth. 1, 18 — 26.

Im Anfange des Jahres 167 nach Christi Geburt geschah es, daß zu Smyrna, einer Stadt in Asien, ein wunderbares Schauspiel sich darbot. Das Volk saß dicht gedrängt im Amphitheater. Menschen aus allen Ländern und Nationen, wie sie sich in dieser üppigen Stadt des Handels oder des Müssiggangs wegen zusammen zu drängen pflegten, hatten sich hier eingefunden, man hörte in allen Sprachen und in allen Zungen reden, — und was war's, das hier den Juden mit dem Heiden, den Griechen mit dem Afrikaner, den Asiaten mit dem Abendländer zusammenführte? Es war die gierige, schreckliche Lust, Blut

fließen zu sehen, zu schauen, wie Thiere mit Menschen, und diese mit solchen ihrer Art auf Leben und Tod ringen, und dann röchelnd im Sande mit zerrissenen Gliedern verenden. Und so verschieden sie in Sprache und Sitte, in Geschäften und Gewohnheiten waren, — sie saßen einträchtig zusammen, Geschäfte und Sitten und Gewohnheiten vergessend, das Auge fest auf den Kampfplatz gerichtet, den Mund geschlossen, die Faust geballt, und Blut, Blut, rief es aus Aller Augen.

Der Sand war schon weitum mit Blut geröthet, und zum Theil mit zerstückten Gliedern von Menschen und Thieren bedeckt, — die Kampfspiele waren zu Ende, und schon erhoben sich diese schrecklichen Menschen von ihren Sitzen, — da trat ein Herold mitten in's Amphitheater, und rief dreimal mit lauter Stimme: „Polykarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei.“ Und kaum war diese Nachricht vernommen, so brach der lang verhaltene Grimm gegen den Christennamen los, — von allen Bänken schrie und brüllte es wirr durcheinander: „Fort mit ihm zu den Löwen; der ist's, der Viele lehrt, die Götter zu verachten, das ist der Vater der Christen, — fort mit ihm zu den Löwen.“ Polykarp war ein Schüler des heiligen Johannes, wurde Bischof zu Smyrna, und der Ruf seiner Lehre und seines tadellosen Lebens durchdrang ganz Asien; thätig war er besonders gegen Ketzer und Ungläubige. Er hatte schon ein Alter von beinahe hundert Jahren erreicht, als unter dem Kaiser Mark Aurel in Smyrna eine schwere Verfolgung gegen die Christen losbrach,

die auch ihn mit der Krone schmücken sollte. Schon waren Viele seiner Gemeinde unter den schrecklichsten Qualen zu Tode gepeinigt worden, aber unerschüttert in ihrem Glauben an den Heiland geblieben. Da hörte Polykarp, daß das Volk auch nach seinem Blute gelüste; er wollte bleiben, aber die Meisten drangen in ihn, aus der Stadt zu entweichen. Er that es, und entfloh auf ein nahgelegenes Landgut, und brachte Tag und Nacht im Gebete zu. Da wurden zwei seiner Knechte ergriffen, von denen einer auf der Folter ihn angab, daß er bereits auf ein anderes Landgut sich begeben. So wurde er entdeckt; er hätte zwar in die Ferne entweichen können, er wollte nicht und mit den Worten: „Der Wille des Herrn geschehe," ging er den ausgesandten Häschern entgegen. Er befahl, ihnen Speise und Trank vorzusetzen, so viel sie verlangten, forderte aber eine Stunde, um zu beten. Es wurde ihm gewährt und er betete jetzt stehend mit solcher Inbrunst, daß die Zuhörenden staunten, und Mancher es bereute, gegen den heiligen Mann ausgezogen zu sein.

Nun brach der Zug gen Smyrna auf; Polykarp saß auf einem Esel, von bewaffneten Soldaten umgeben. Er wurde in's Amphitheater geführt, wo Alles auf die Nachricht, daß er ergriffen sei, — unter Geschrei und Getöse von den Sitzen sich erhob. Vor den Statthalter geführt, fragte ihn dieser: „Bist du Polykarp?" Er bejahte es, und nun ermahnte ihn der Statthalter, seines hohen Alters zu schonen, und forderte ihn auf, Christum zu verläugnen. „Schwöre bei dem Glücke des Kaisers," sprach er zu

ihm, „und ich spreche dich frei; lästere Christum!“ — Polykarp erwiederte: „Sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie ein Leid zugefügt! wie kann ich meinen König lästern, der mich errettet hat!“ Abermals drang der Statthalter in ihn, bei dem Glücke des Kaisers zu schwören. Polykarp antwortete: „Ich bin ein Christ!“ — „Ich habe aber wilde Thiere,“ fuhr ihn der Statthalter an, „und besinnest du dich nicht anders, so werden sie dich zermalmen.“ — „Laß sie kommen,“ war seine Antwort. — Da sprach der Statthalter: „Verachtest du die Thiere, so wird dich das Feuer verzehren, wenn du deinen Sinn nicht änderst.“ — „Du drohest,“ antwortete Polykarp, „mit einem Feuer, das brennt, „aber erlischt, das Feuer des zukünftigen Gerichts „und der ewigen Strafe kennst du nicht, wofür die „Ruchlosen aufbewahrt sind. Aber warum zögerst „du? Laß kommen, was dir beliebt.“ —

Als nun der Statthalter im Amphitheater ausrufen ließ, daß Polykarp zum Christenthume sich bekannt, und der blutdürstige Haufe mit drohenden Geberden ihn den Löwen vorzuwerfen verlangte, antwortete ihm der Statthalter, daß er dieses nicht gestatten dürfe, die Kampfspiele seien zu Ende. Da schrie Alles: „er solle verbrannt werden,“ und wie auf ein gegebenes Zeichen stürmten Alle von ihren Bänken, und schleppten Holz und Reiser herbei, und dabei waren die Juden am thätigsten. Der Scheiterhaufen war aufgerichtet; Polykarp legte den Gürtel ab und seine Kleider nieder, und bemühte sich nun seine Schuhriemen aufzulösen. Als ihn aber die Schergen fest-

nageln wollten, sagte er: „Lasset das; wer mir Stärke
„gibt, das Feuer zu erdulden, der gibt mir auch
„Stärke, unbewegt zu stehen." Und als sie ihm
nun die Hände mit Stricken auf den Rücken festgebunden hatten, blickte er gen Himmel und betete
also: „Herr, Gott, Allmächtiger, Vater deines ge-
„liebten und gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, durch
„den wir dich erkennen lernten, Gott der Engel und
„der Kräfte, Gott aller Geschöpfe und aller Gerech-
„ten, welche in deinem Angesichte leben, ich preise
„dich, daß du mich gewürdiget hast, diese Stunde
„zu erleben, wo ich der Zahl deiner Märtyrer soll
„beigesellt werden, und daß ich das Glück habe, an
„dem Kelche deines Christus Theil zu nehmen, um
„zum ewigen Leben in der Unwandelbarkeit des hei-
„ligen Geistes zu erstehen. Nimm mich daher heute
„zu ihnen auf vor dein Angesicht, damit in Erfül-
„lung gehe, was du vorhergesagt, du nie täuschen-
„der und wahrhaftiger Gott! Deßwegen lobe ich
„dich für Alles, preise dich, und verherrliche dich,
„sammt dem ewigen Hohenpriester, Jesus Christus,
„deinem geliebten Sohne, mit welchem dir und
„dem heiligen Geiste sei Ehre jetzt und in Ewigkeit!"

Nachdem er Amen gesprochen, zündeten die Schergen unter dem Beifallgeschrei der Menge das Feuer an. Aber wunderbarer Anblick! das Feuer, zur großen Flamme angefacht, wölbte sich, wie ein vom Winde aufgeschwelltes Segel, und umgab so den Leib des Märtyrers. Da eilte auf einen Wink einer der Blutmenschen hinzu und stieß ihm den Dolch in

das Herz, und nun floß das Blut in solcher Menge, daß die Flamme erlosch.

Und wie wenn die Pest in einem entfernten Theile der Erde ihre schreckliche Geißel über die Menschen schwingt, wenn die Dörfer verlassen, die Straßen der Städte mit Leichnamen und Sterbenden bedeckt sind, die Luft mit dem Todtenhauche angefüllt ist, und der Sturm sich nun erhebt, den Giftsamen zu unzähligen Gräbern weiter trägt und schnell andere Länder und andere Menschen heimsucht, — so durchdrang die ganze damalige Welt der Durst nach dem Blute, nach dem Leben der Christen. Unter jedem Vorwande sie aufzusuchen, und zum Tode zu schleppen, galt für Recht in Gallien wie in Afrika, in Rom wie in Jerusalem. So endete hier unter einem Steinregen der erste Zeuge für Christus sein Leben. Die Juden hatten seine Worte gehört, sein Leben lag tadellos vor ihnen, widerlegen konnten sie ihn nicht, seinen Worten aber glauben, das wollten sie nicht. Da griffen sie unter Zähneknirschen zu Steinen, und Stephanus endete, wie er gelebt und geglaubt: „Herr!“ sprach er, „rechne ihnen dieses nicht zur Sünde an.“ — Das thaten die Juden, als die Mauern Jerusalems noch nicht gebrochen waren, und der Tempel des Herrn unversehrt noch stand. Diesen verzehrte das Feuer, von der Stadt blieb kein Stein auf dem andern, und was das Schwert der Feinde, was Hunger und Pest von seinen Einwohnern verschont hatte, die wanderten nun arm, und mit Verzweiflung und in Sklavenkleidern in alle Welt, — aber was Alle mitnah-

men, das war die Wuth und der Zorn gegen den Christennamen. So sehr der Heide ein verhaßter Name in Jerusalem war, — in der Verfolgung der Christgläubigen war der Heide dem Juden rein, und dieser jenem ein Verbündeter, — und was die Juden nach dem Falle Jerusalems nicht mehr mit Gewalt gegen die Christen vermochten, das suchten sie nun durch List und geheimes Beginnen auszuführen.

In Italien ließ der Kaiser Nero in seinem Frevelmuthe gegen Gott und Menschen die Stadt Rom in Brand stecken, um das entsetzliche Schauspiel eines großen Brandes zu sehen. Um nun aber nicht als Urheber zu gelten, beschuldigte er die Christen dieser Frevelthat. Er ließ sie aufgreifen, in brennbare Stoffe nähen, und des Nachts in den kaiserlichen Gärten, oder an den Ecken der Straßen anzünden. Welch grauenvoller Tod! Ja, was nur immer der Mensch in seiner Entartung erdacht hatte, und zu ersinnen vermochte, um seinem Bruder Qual zu bereiten, und seinen qualvollen Tod zu verlängern, — das Alles war gegen Christen erlaubt, ja oft befohlen, und wurde, wo möglich, ausgeführt. Oft vereinigte sich mit dem Hasse gegen das Christenthum noch Habsucht und Gier nach fremdem Gute, um sich mit dem Reichthum derer zu bereichern, oder einem gottlosen Pöbel Preis zu geben, die unerschüttert im Bekenntnisse ihres Gottes blieben. Von wilden Bestien zerrissen zu werden, war noch oft der schnellste Tod. Da wurde aber Eisen glühend gemacht, und die auserlesenen Opfer langsam hinge-

mordet, bald zum schmählichen Tod noch öffentliche Beschimpfung hinzugefügt. Und geschont wurde weder Alter noch Stand noch Geschlecht, — ja Frauen und Jungfrauen schienen erwählt zu sein, in dreifach vergrößerten Schmerzen hinsterben zu müssen. Quintian, Richter in einer der Städte Siziliens, ließ der heiligen Agatha, als sie unerschüttert blieb in ihrem Christenglauben, die Brüste abschneiden. „Furchtbarer Mensch," sprach sie zu ihm, „erröthest „du nicht, mich da zu verstümmeln, wo dir deine „Mutter die erste Nahrung gereicht hat!"

Diese blutigen Verfolgungen begannen mit der ersten Predigt der Apostel, und währten mit wenig Unterbrechung bis auf Konstantin, den Großen. Sie währten lange genug, um auch den Verstocktesten zur Einsicht zu bringen, daß damit die Zahl der Bekenner des Kreuzes nicht abnahm, wohl aber ohne Aufhören sich vermehrte. Nicht nur waren es die mit harten Schwülen bedeckten Hände der Sklaven, welche sich mit dem Kreuze bezeichneten, — auch die, denen im Palaste das Wohl des Kaisers anvertraut war, Männer, die im Kriege Legionen führten, die sich auszeichneten durch ihre Kenntnisse und ihre Erfahrungen, die auf elfenbeinernen Stühlen Recht sprachen — beugten ihre Knie vor dem Kreuze. Besonders aber waren es Frauen und Jungfrauen, die im Heidenthume den Sklaven gleich, wie Dinge angesehen und behandelt wurden, welche sich dem himmlischen Bräutigam zuwendeten. Die Zahl wuchs, und oft waren es die Verfolgungen, welche gerade das Entgegengesetzte von dem bewirkten, was man

beabsichtigte. Denn mehr als einmal geschah es, daß solche, die an Schmerz und Qualen der verhaßten Nazarener sich zu ergötzen gekommen waren, mit Staunen und Bewunderung weggingen, und zuletzt das ergriffen, was sie verfolgt und verspottet hatten. Da man umsonst mit Schmerz und Tod gegen die Verächter des Götterglaubens und ihres Dienstes gewüthet hatte, so suchten Andere schneller zum Ziele zu gelangen. Der Kaiser Dezius bot Allem auf, um die Erde von den Nazarenern, — so nannte man die Christen, — zu reinigen. Nach Priestern und Bischöfen mußten seine Statthalter forschen, um sie unter jeder Bedingung zum Götzendienste zurückzuführen; wären nur erst diese hinweggenommen, so glaubte er, dann müßte die Heerde sich zerstreuen. Bald verlangte man die Auslieferung der heiligen Schriften, und hoffte mit ihrer Verbrennung auch die Lehre, die sie enthielten, zu nichte zu machen. Man hatte bald Alles versucht, um sich am Ende eingestehen zu müssen, daß das Blut der Märtyrer der Same zu neuen Bekennern gewesen. Kaiser und Pöbel meinten mit Menschen und menschlicher Kraft zu kämpfen; sie mußten erfahren, daß diese Menschen Kraft und Muth aus einer Quelle schöpften, die weder Soldaten, noch Statthalter, noch irgend eine andere Macht abzugraben im Stande wären.

Die Geschichte dieser blutigen Tage hat Vieles, was uns Alle tief beschämt. Wenn auch bei den schweren Prüfungen Manche waren, die im Angesicht von Feuer und Schwert, und vor dem Gebrüll hungriger Bestien erbebten, und dann opferten, oder von

den Opferspeisen aßen, so waren es dennoch Wenige, und auch von diesen kehrten wieder mit großer Reue, und in strenger Buße zur Kirche zurück. Wahr ist es, je mehr die Kirche an Kindern zunahm, desto mehr Unwürdige befanden sich darunter, je höher ihr Ansehen stieg, desto mehr drängte man sich zu ihren heiligen Altären. Aber wir haben auch mehr als eine Stimme heiliger Männer, die das Feuer der Läuterung herbeiwünschten, um das Gold von den Schlacken zu scheiden, welche die Prüfungen der Verfolgung herbeisehnten, um Spreu vom Waizen zu sondern. Was würde aber in unsern Tagen geschehen, wenn der allmächtige Gott uns eine Prüfung schicken würde, in unsern Tagen, sage ich, in denen von christlichen Eltern Kinder erzeugt werden, die auch den Namen eines Christen verschmähen, die vergessen haben, daß nicht mit Menschenhänden, sondern mit der Hülfe eines sichtbaren Gottes, eine neue Welt der Bildung und Gesittung jeder Art erbauet wurde! Was würden wir schauen, wenn eine Prüfung über dieses Geschlecht hereinbräche, bei dem es schon zureicht, durch Lüge und Schmeichelei vom Glauben seiner Kirche sich wegködern zu lassen, — der Kirche, die Gott durch sein Wort gegründet, durch seine Allmacht gefestigt, durch seine Vorsicht bis zur Stunde beschützt hat, — wenn eine Prüfung über diese Menschen käme, die in einem prüfungslosen Frieden sich selbst um Christus und seine Kirche, um Glauben und um ein glaubenvolles Leben gebracht, die in allweg unter den Heiden jener Zeit stehen!

Aber beim Anblicke dieser Verfolgungen fragen wir mit Recht: wessen beschuldigte man sie, und was verlangte man von ihnen? Der heilige Apostel antwortet darauf: „Das Kreuz ist den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit," — und diese Worte erklären wir weiter dahin: den Juden galten die Apostel und ihre Anhänger als Abgefallene vom Glauben der Väter, die dafür zur Bestrafung zu ziehen und zu weitern Verführungen unschädlich zu machen seien. Sie erwarteten einen Messias mit Macht und Ansehen, der die Grenzen des jüdischen Reiches über die Erde ausbreiten werde, das Kreuz aber war ihnen ein Hinderniß, woran sie sich stießen, und was sie hinderte, an Jesum zu glauben. Die Heiden aber wußten von Einem Gott, dem Herrn Himmels und der Erde nichts, — sie hatten Götter, und zwar Götter für Alles, für Wald und Flur, für Blumen und Bäume, für das Meer und die Unter- und Oberwelt, ja sogar Götter für Krieg, Hunger und Pest. Und diese dachten sie sich in Freud und Lust, darum war ihnen der Glaube an einen Gott, der um der Menschen willen litt, und duldete, und den Kreuzestod starb, der Thorheit größte. Sie hatten Bilder von diesen zahllosen Göttern, denen sie opferten, und lagen betend vor Holz, Stein und Metall. Diesen Götterglauben und seinen Dienst verwarfen die Christen, und mußten ihn verwerfen. Da aber alle öffentliche Handlungen im Krieg und Frieden mit diesem Götzendienste zusammenhingen, da man in jeder Bedrängniß zu diesen Göttern seine Zuflucht nahm, bei jedem freudigen Ereignisse in der

Familie sowohl wie in dem Tempel diesen Götzen dankte, da endlich nach dem Glauben der Römer Glück und Freude des Menschengeschlechtes davon abhing, die Christen aber gegen all das Verachtung und Abscheu bewiesen, so wurden sie als Ungehorsame des Staates angesehen, und darnach behandelt. Dem einzig wahren Gott nach ihrer Weise zu dienen, war ihnen untersagt; sie versammelten sich deßwegen in Höhlen und zur Nachtzeit. Bald suchte man sie mit Gewalt zu opfern zu zwingen, oder man besprengte alle zu Markt gebrachten Lebensmittel mit Opferwein, um zu erkennen, wer von diesen kaufe, und wer nicht. All dieser Maßregeln ungeachtet nahm die Zahl der Christen zu, der Besuch der Göttertempel aber ab. — Die Wuth des Volkes gegen das Christenthum wurde absichtlich gereizt. Jedes Unglück wurde dem Zorne der Götter zugemessen. So oft widrige Winde die Getreidschiffe aus Sizilien, aus Egypten aufhielten, oder wenn irgend eine Krankheit ausbrach, wenn die Römer von den Feinden geschlagen wurden, — das Alles mußten die Christen verschuldet haben. Zu diesen thörichten Beschuldigungen kamen aber noch viel schrecklichere. Wie schon erwähnt, waren sie genöthigt, in Höhlen und zur Nachtzeit ihre Zusammenkünfte zu halten, um dort die heiligen Sakramente zu empfangen. Davon waren ausgeschlossen nicht blos Heiden und Juden, sondern auch diejenigen, welche sich zur Aufnahme in die Kirche zwar gemeldet, aber durch die heilige Taufe noch nicht aufgenommen waren. Mit der größtmöglichen Sorgfalt

wurden die Lehre und die Uebungen des christlichen Glaubens vor jedem Nichtchristen geheim gehalten. Dessenungeachtet kamen davon verwirrte Sagen unter das Heidenvolk, besonders vom heiligen Abendmahl, das man sich nicht deuten konnte. So war der Glaube unter den Heiden verbreitet, daß die Christen Kinder schlachteten, um ihr Fleisch zu essen und ihr Blut zu trinken, und daß bei den geheimen Zusammenkünften noch andere Lasterthaten verübt werden. Waren sie deßwegen anfangs als Ungehorsame gegen die Staatsgesetze angesehen, die durch Unterlassung des den Göttern schuldigen Dienstes ihren Zorn herausforderten, so galten sie jetzt als Lasterhafte, als Auswurf der Menschheit, die von der Erde zu vertilgen ein großes Verdienst wäre.

Gegen diese zahlreichen Beschuldigungen traten die heiligen Lehrer und Väter der Kirche auf, um die Göttlichkeit der Lehre, die Reinheit des christlichen Lebens zu zeigen, und worin ihre begeisternden Worte nicht überzeugen konnten, darin mußte der Wandel der Christen auch die verstocktesten Feinde anders belehren. „In eurem Reiche, erhabene Genossen!“ — so redet Athenagoras in seiner Bittschrift für die Christen die Kaiser Mark Aurel und Commodus an, — „sind überall andere Sitten und Gebräuche gang und gebe, und Niemand wird durch ein Gesetz, oder durch Furcht vor Strafe verhindert, seine einheimischen Einrichtungen, wenn sie auch lächerlich wären, zu beobachten. Die Egyptier halten Katzen, Crokodile, Schlangen, Nattern und Hunde für Götter. Und diesen, wie allen andern gestattet

ihr und die Gesetze ihre Mißbräuche, indem ihr es für gottlos und ungerecht haltet, an gar keinen Gott zu glauben, aber jeden beliebigen Gott zu verehren für nothwendig erachtet, damit sich die Menschen aus Scheu vor dem göttlichen Wesen der Schandthaten enthalten. Aber warum haßt ihr schon unsern Namen? Nicht der Name verdient den Haß, sondern Strafe und Züchtigung die ungerechte Handlung. Daher bewundern Alle eure Sanftmuth und Milde, und das ganze Reich genießt durch die Wohlthat eurer Weisheit festen Frieden. Uns hingegen, die wir Christen genannt werden, laßt ihr, obwohl wir kein Unrecht begehen, vielmehr fromm und gerecht von Gott und eurer Herrschaft denken, — uns laßt ihr vertreiben, fortschleppen und verfolgen, wobei uns die Meisten nur des Namens wegen bekämpfen. Nicht um Geld bestrafen uns unsre Verfolger, noch auch mit Schande, sie stellen unserm Leibe und Leben nach, nachdem wir das Geld weggeworfen haben, und dichten uns eine Menge von Verbrechen an, die nicht einmal dem Gedanken nach auf uns, wohl aber auf den Verleumdern und ihres Gleichen lasten. Kann uns aber Jemand eines großen oder kleinern Vergehens überweisen, so flehen wir nicht um Nachlassung der Strafe, sondern verlangen mit den härtesten und schärfsten belegt zu werden. Wenn aber die Anklage auf dem bloßen Namen haftet, so ist es eure Sache, das Unrecht gesetzlich von uns abzuwenden, damit auch wir euch danken und uns freuen können. Uns dichtet man drei Verbrechen an," fährt Athenagoras fort, „Götterverachtung,

schreckliche Gastmähler und jene Sünde, deren sich Oedipus schuldig gemacht. Wenn dieses Wahrheit ist, so verschonet kein Geschlecht, bestraft uns wegen der Verbrechen, vertilgt uns sammt Weibern und Kindern, wenn Einer wie Thiere lebt. Wenn aber dieß blos Worte, und leere Verleumdungen sind, wenn ihr nicht bezeugen könnet, daß wir solches begehen, so ist es eure Sache, unsere Sitten, unsere Lehre, unsern Eifer und Gehorsam gegen euch, euer Haus und eure Herrschaft zu untersuchen, und uns einmal ebensoviel Recht, als unsern Feinden einzuräumen. — Was nun die Beschuldigung der Gottlosigkeit betrifft, die man uns ungerecht andichtet, so hielten die Athenienser den Diagoras mit Recht für gottlos, nicht weil er die Statue des Herkules zerhieb, um sich seine Rüben zu kochen, sondern weil er öffentlich das Dasein Gottes leugnete. Uns aber, die wir Gott und das Geschaffene trennen und beweisen, etwas anders sei Gott, etwas anders die geschaffenen Dinge, und beide seien weit von einander entfernt, — wird uns nicht ohne Grund der Name Gottesleugner beigelegt? Unsere Lehre anerkennt Einen Gott als Schöpfer aller Dinge, der selber ewig Alles durch sein Wort gemacht hat. So leiden wir also den übeln Ruf und die Verfolgung ohne allen Grund."

„Woher kommt es doch," — sagt der heilige Justinus in seiner Vertheidigung der Christen an den Kaiser Antoninus Pius, — „daß man uns Gottesleugner nennt? Ja wir bekennen gerne, in Bezug auf solche Götter Gottesleugner zu sein; nicht

aber, wenn von dem wahren Gotte, dem Vater der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und aller übrigen Tugenden, von dem Gotte ohne Fehl die Rede ist. Diesen und den Sohn, der von ihm kam, und uns dieses lehrte, die Schaar der guten Engel, die ihm folgen und ihm ähnlich sind, sammt dem Geiste verehren wir, und beten wir an, verehren sie mit Vernunft und Wahrheit, und theilen Jedem, der lernen will, wie wir gelehrt worden sind, gerne mit. Wahrlich nicht durch viele Schlachtopfer und Blumenkränze ehren wir jene, welche von Menschen gebildet, in Tempeln aufgestellt und Götter genannt wurden; denn wir wissen, daß sie ohne Seele und todt sind. Warum sollte man euch es erst sagen, die ihr es wohl wißt, wie die Künstler den Stoff bearbeiten, entweder durch Bildhauen, oder Schnitzen, oder Gießen oder Schmieden? Oft machen sie aus den schmutzigsten Gefäßen Bilder, und nennen sie Götter. Dieses Benehmen halten wir nicht nur für unvernünftig, sondern auch für schimpflich gegen Gott, dessen Namen vergänglichen Dingen beigelegt wird. O der Verblendung! Menschen voll Ausgelassenheit schaffen und bilden Götter zur Anbetung! stellen bei ihren Tempeln Wächter auf! Sehet ihr denn nicht, daß es nicht gedacht, nicht ausgesprochen werden soll, daß Menschen die Hüter der Götter seien!"

„Warum wollt ihr," — redet Tatian die Griechen an, — „die Gewalt des Staates, wie in einem Faustkampf, uns gegenüber stellen? Warum werde ich, wenn ich die von Einigen gemachten Anordnungen nicht beachte, wie der Lasterhafteste gehaßt?

Befiehlt der Kaiser Abgaben zu bezahlen? ich bin zur Zahlung bereit. Befiehlt der Herr zu dienen, und Knecht zu sein? ich kenne die Knechtschaft. Denn den Menschen muß man, wie es einem Menschen zukommt, ehren; aber Gott allein, den man mit menschlichen Augen nicht sieht, und durch die Kunst nicht begreifen kann, muß man fürchten. Nur wenn man gebieten würde, diesen zu verleugnen, würde ich nicht gehorchen, sondern lieber, um mich nicht der Lüge und Undankbarkeit schuldig zu machen, sterben wollen. Unser Gott hat nicht angefangen, in der Zeit zu sein; denn er ist allein ohne Anfang, und selbst der Anfang von Allem. Gott ist ein Geist, — er kann weder gesehen, noch gefühlt werden; er aber ist der Vater der sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Diesen erkennen wir aus seiner Schöpfung, und seine unsichtbare Macht begreifen wir aus seinen Werken. Ein Werk, das er unsertwegen gemacht hat, will ich nicht anbeten. Sonne und Mond sind unsertwegen geschaffen worden: warum soll ich also meine Diener anbeten? Warum soll ich Holz und Stein Götter nennen?" Er schildert nun die Thorheit dieses Götterglaubens, zeichnet ihr schändliches Leben nach den Schriften der Dichter und Geschichtschreiber, und fährt dann fort: „Warum soll man diejenigen nicht für sterblich halten, die bei einem Zweikampfe zuschauen, diesem oder jenem Kämpfer gewogen sind und — Schändliches thun. Denn wodurch sie sich den Menschen zeigten, dadurch haben sie jene zu ähnlichen Verbrechen ermuntert. Sind nicht eure Götter sammt ihrem Füh-

rer Jupiter dem Schicksale unterworfen, und von denselben Begierden, wie die Menschen gebunden? Diana ist eine Zauberin, Apollo ein Arzt, andern ein Citherspieler, Neptun fährt auf den Schiffen, Mars ergötzt sich an Kriegen, Bacchus ist Tyrann von Theben, Saturnus ein Tyrannenmörder, Pluto raubt die Proserpina und seine Schandthat wird zu Mysterien erhoben. So sind eure Götter beschaffen. Sonst erzählt man von einer fabelhaften Verwandlung der Menschen, bei euch werden auch die Götter verwandelt. Rhea wird ein Baum, Jupiter wegen der Proserpina ein Drache, die Schwestern des Phaëton Pappelbäume, Letona ein kleines Thier. Ein Gott wird ein Schwan, nimmt die Gestalt eines Adlers an. Was brauch ich Götter zu verehren, die Geschenke annehmen, und wenn sie keine erhalten, zürnen? Mögen jene das Schicksal haben, ich will keine irrende Sterne anbeten. Warum seid ihr Räuber gegen Gott? Warum entehrt ihr sein Werk? Du schlachtest das Schaf, und betest es an. Der Stier ist in dem Himmel, und du tödtest sein Ebenbild. Der Adler, der den Menschenbildner Prometheus verzehrt, wird geehrt."

„Aber weil uns die Meisten," — ruft Athenagoras aus, — „welche uns des Unglaubens beschuldigen, obwohl sie nicht einmal die mindeste Kenntniß von Gott haben, sondern dumm und unerfahren in natürlichen und göttlichen Dingen, Frömmigkeit nach Art der Opferthiere lügen, — auch das noch zur Last legen, daß wir nicht dieselben Götter an-

erkennen, so höret doch, warum wir nicht opfern. Der Schöpfer und Vater des Weltalls braucht nicht Blut, nicht Fett, nicht Geruch von Blumen noch Rauchwerk, sondern er ist sich selbst der lieblichste Geruch, und bedarf keiner Sache, weder in noch außer sich. Herrlich zwar ist die Welt, sowohl in Hinsicht ihrer Größe, weil sie Alles umfaßt, als auch durch ihre Ordnung, — und dennoch ist nicht sie, sondern der Künstler anzubeten. Denn eure Unterthanen, die zu euch kommen, als ihren Fürsten und Herrn, nehmen nicht zur Herrlichkeit eures Pallastes ihre Zuflucht, vielmehr betrachten sie die königliche Wohnung nur oberflächlich, bezeugen aber euch die Ehre. Sei daher die Welt ein übereinstimmendes Instrument, so bete ich denjenigen an, der die Töne hervorbringt, nicht aber jenes Instrument selbst. Sei die Welt ein Kunstwerk, so bewundre ich ihre Schönheit und gehe zum Künstler."

Auf den Vorwurf eines lasterhaften Lebens antwortet der Martyrer Justinus: „Ich erinnere euch vor Allem, euch in Acht zu nehmen, daß ihr euch nicht von den oben von mir verworfenen Götzen betrügen und euch von dem Verständnisse dessen, was ich euch sage, abwendig machen lasset. Auch ich habe, als ich dem Worte glaubte, jene Götzen verlassen und folge nun dem allein ewigen Gott durch seinen Sohn; früher liebte ich die Wollust, jetzt beobachte ich Keuschheit, ich bediente mich magischer Künste, nun habe ich mich dem guten und ungezeugten Gotte geweiht; ich zog Reichthum und Besitz allem Andern vor, jetzt theile ich all das Meinige

mit den Uebrigen und unterstütze Dürftige; einst kämpfte ich mit Haß und Mord, nun bete ich für meine Feinde und suche die zu besänftigen, die mich mit ungerechtem Hasse verfolgen. Wir haben gelernt, Niemanden zu beleidigen oder Unrecht zu thun und daß, die neugebornen Kinder aussetzen, nur die Sache der Gottlosen sei. Ja ich selbst, der ich mich an der Lehre des Plato ergötzte, und von den Beschuldigungen, die man gegen sie vorbrachte, hörte, und dieselben unerschrocken zum Tode und zum Marterplatz gehen sah, — ich überzeugte mich, daß sie unmöglich in Bosheit und im Hange nach Vergnügen leben können. Wer ist, der im Hange der Gelüste und Unmäßigkeit an Schmausereien von Menschenfleisch sich erfreuend, dem Tode entgegen eilte, um seiner Güter zu entbehren? der nicht strebte ewig dieses Leben zu genießen und vor der Obrigkeit unentdeckt zu bleiben, geschweige sich selbst dem Todesurtheile überlieferte? Auch haben schon solche böse Menschen grausame That verübt. Denn da sie einige Christen wegen der ihnen angedichteten Verbrechen tödteten, schleppten sie mehrere Sklaven, theils Knaben, theils Mädchen zur Marterbank, und zwangen sie durch grausame Peinen und Martern, jene angedichteten Verbrechen, die doch sie öffentlich verüben, anzugeben; Verbrechen, um die wir uns, da sie uns nichts angehen, auch nicht bekümmern, da wir den ewigen, unaussprechlichen Gott zum Zeugen unserer Gedanken und Handlungen haben. Ja gerade deßwegen, weil wir von solchen Lastern zurück zu fliehen rathen, werden wir auf verschiedene Art

verfolgt. Aber wir achten dieses gering, weil wir wissen, daß ein gerechter Gott dieß Alles sehe. O möchte doch Jemand mit tragischer Stimme von dem hohen Sitze herab rufen: Schämet euch, Dinge, die ihr selbst verübt, auf unschuldige Menschen zu schieben, und was euch und euren Göttern anhängt, denen anzudichten, die sie doch nicht im Geringsten betreffen. Bessert euch, werdet klug, kehret in euch!"

„Aber auch schändliche Gastmähler und noch Schrecklicheres dichten sie uns an, um zu scheinen uns mit Grund zu hassen und uns durch Furcht von der Standhaftigkeit in unsrer Lehre abzubringen, oder die Herrscher durch die Größe der Verbrechen hart und unerbittlich gegen uns zu machen. Und doch wisset ihr, daß diejenigen, die sich in ihrem Wandel nach Gott als Richtschnur richten, damit ein Jeder von uns bei ihm schuldlos und rein erscheine, nicht einmal in Gedanken die kleinste Sünde begehen. Denn würden wir glauben, daß wir nur dieses Leben allein zu leben hätten, so könnte man freilich vermuthen, wir dienen dem Fleisch und Blut, oder sündigen von Geiz oder Begierde überwältiget. Aber weil wir wissen, daß Gott Tag und Nacht unsern Gedanken zugegen sei, und überzeugt sind, daß er als vollkommenes Licht das Verborgene in unserm Herzen schaue, und daß wir nach unserer Trennung von diesem Leben, ein anderes himmlisches und vorzüglicheres, kein irdisches mehr leben, oder wenn wir uns von dem Falle Anderer hinreißen lassen, ein elenderes in den Qualen des Feuers erhalten werden, so ist es nicht wahrscheinlich, daß

wir bei solchen Verhältnissen freiwillig sündigen und uns dem großen Richter zur Bestrafung übergeben. Daß sie aber Dinge, die sie von ihren Göttern, deren Leiden sie zu Mysterien machen, aussagen, uns andichten, ist gar nichts Auffallendes. Nur hätten sie dann den Jupiter, der dieses gethan, oder den Orpheus, der dieses andichtet, hassen sollen. Wir hingegen sind von derlei Verbrechen so ferne, daß wir nicht einmal aus Begierde ansehen dürfen. Denen also der Gebrauch der Augen darauf beschränkt ist, wozu Gott sie geschaffen, nämlich um uns Licht zu geben; die schon der Gedanken wegen gerichtet werden, und denen ein begierlicher Anblick ein Ehebruch ist, — wie soll man diese nicht für enthaltsam halten? Denn wir haben es nicht mit menschlichen Gesetzen zu thun, vor denen ein Bösewicht verborgen bleiben kann, sondern uns ist ein Gesetz gegeben, das Maß der Gerechtigkeit an uns und unsern Nächsten zu unterscheiden. Daher halten wir in Bezug auf das Alter die Einen für Söhne und Töchter, die Andern für Brüder und Schwestern, und ehren die an Alter vorgerückten Väter und Mütter. Und in der Hoffnung des ewigen Lebens verachten wir Alles in diesem Leben, bis auf die Freuden der Seele. Bei uns kann man auch viele finden, Männer und Weiber, welche, die Ehelosigkeit beobachtend, alt werden, in der Hoffnung, fester mit Gott verbunden zu sein. Wenn nun das Leben der Jungfrauschaft und Enthaltsamkeit fester mit Gott verbindet, der Gedanke oder die Begierde aber schon von ihm abführt: so verabscheuen wir gewiß die Aus-

übung dessen mehr, vor dessen Gedanken wir schon zurückschaudern. Denn nicht auf Kunst der Worte, sondern auf Darstellung und Belehrung durch Handlungen ist unser Streben gerichtet. Wer also kann bei gesundem Verstande uns, die wir so beschaffen sind, Menschenmörder nennen? Denn ohne nicht vorher Jemand ermordet zu haben, können wir nicht Menschenfleisch kosten. Während sie aber das Eine lügen, — wenn man sie um das Andere fragt, ob sie gesehen, was sie aussagen, so ist Niemand so unverschämt, daß er sagte, er habe es gesehen. Wir haben Sklaven, der Eine mehr, der Andere weniger, vor denen wir nicht verborgen bleiben können, — von ihnen hat sich aber noch keiner gefunden, der so etwas über uns ausgesonnen hätte. Wie kann man nun jene, von denen man weiß, daß sie nicht einmal den Anblick eines gerechten Mordes ertragen können, eines Mordes oder Verzehrens der Menschen beschuldigen! Wer soll die Kampfspiele und Thiergefechte, zumal wenn sie von Euch gegeben werden, nicht hoch schätzen! Wir aber haben diesen Schauspielen entsagt, weil wir einen Mord ansehen fast für dasselbe, als ihn begehen halten. Wie also können wir eine Mordthat begehen, indem wir schon glauben, wir dürfen sie nicht einmal ansehen, um nicht zu sündigen und uns zu vergehen?"

Gegen den Vorwurf, als seien die Christen schuldig, wenn Unglück jeder Art das Volk bedränge, oder vielmehr, weil die Verehrung der Götter untersagt sei, antwortet z. B. der heilige Augustinus in seiner Schrift: „von der Gemeinde Gottes."

„Wo waren denn jene Götter," ruft er aus, „welche man nach ihrer Meinung wegen der geringen und trüglichen Glückseligkeit dieser Welt verehren soll, — wo waren sie, als die Römer von so vielen Drangsalen geplagt wurden? Wo waren sie, als der Consul Valerius in der Vertheidigung des Capitoliums getödtet ward, welches Geächtete und Leibeigene in Brand gesteckt hatten? Wo waren sie auch damals, als die von den Uebeln zahlloser Empörungen ermüdete Stadt eine kurze Frist hindurch ruhte und indeß von schrecklicher Hungersnoth und Pest verwüstet ward? Wo waren sie, als beim Entstehen der furchtbarsten Pest, das so lange geplagte und rettungslose Volk beschloß, diesen unnützen Göttern neue Mahlzeiten in ihren Tempeln aufzurichten? Wo waren denn jene Götter, als die Gallier Rom eroberten, plünderten, in Brand steckten und Alles mit dem Schwerte niederhieben? Oder als das von den Samnitern in den kaudinischen Engpässen belagerte römische Heer mit seinen beiden Consuln gezwungen ward, die schmählichsten Bedingnisse einzugehen? oder als bei einer andern unerträglichen Seuche Rom sich genöthigt sah, den Aeskulapius als einen ärztlichen Gott von Epidaurus holen zu lassen, und um seine Hilfe ihn anzuflehen; vielleicht weil Jupiter, der König aller Götter, der bereits seit langer Zeit auf dem Capitolium wohnte, in seiner Jugend zu viele Ausschweifungen begangen hatte, als daß ihm noch Zeit übrig geblieben wäre, die Arzneikunde zu erlernen? Was soll ich von jenem denkwürdigen Winter sagen, der mit so unglaublicher

Strenge wüthete, daß der Schnee zu einer schauerlichen Höhe heran wuchs, so daß das Forum vierzig Tage davon bedeckt blieb, und die Tiber selbst lange Zeit zugefroren war? Wäre dieß zu unsern Zeiten geschehen, wie hätten jene nicht gegen uns gelästert! Und was von jener ungeheuren Pest, die so lange wüthete, so viele hinwegraffte, und wo man trotz Aeskulaps unnützer Gegenwart zu den Büchern der Sybillen Zuflucht nahm, deren Aussprüche, wie Cicero sagt, mehr in Folge der Deutungen derjenigen geglaubt werden, welche sie auslegen, je nachdem sie können oder wollen, oder als zweifelhaft betrachten." Nach Schilderung der Drangsale der punischen Kriege fährt Augustinus also fort: „Uebergehe ich aber auch All dieses, so kann ich keineswegs mit Stillschweigen übergehen, daß Mithridates, König in Asien, alle römischen Bürger, die sich ihrer Geschäfte wegen in zahlloser Menge in Asien aufhielten, an Einem Tage zu tödten befahl. Welch' ein schauderhafter Anblick aber war's, als Jeder, wo er immer gefunden wurde, auf dem Lande, auf dem Wege, in der Stadt, im Hause, auf der Straße, auf dem Markte, im Tempel, im Bette, beim Gastmahle plötzlich und gottloser Weise ermordet ward! Welch' ein Klaggeschrei der Sterbenden, welch' ein Weinen der Zuschauer und vielleicht auch der Mörder! Hätten etwa diese Römer keine Hausgötter, keine öffentliche Gottheiten, die sie hätten um Rath fragen können, als sie ihre Wohnungen verließen, um eine Reise anzutreten, von der sie nicht mehr wiederkehren sollten? Und wenn dieses der

Fall war, so haben jene keinen Grund, über unsre Zeiten zu klagen. — Welche Wuth fremder Völker, welche Grausamkeit der Barbaren kann aber mit den Siegen der Bürger über Bürger in Vergleich kommen? Was sah Rom je Traurigeres, Gräßlicheres und Bitteres? was war schauerlicher, der ehemalige Einfall der Gallier, oder in neuerer Zeit der Barbaren, — oder aber jene unmenschliche Wildheit des Marius und Sulla und anderer angesehener Männer ihrer Partheien, die als Augen des Staates gegen ihre Glieder wütheten? Mit welcher Stirne also, mit welchem Herzen, mit welcher Unverschämtheit, mit welcher Albernheit, oder eigentlich mit welchem Wahnsinn messen sie diese Drangsale nicht ihren Göttern bei und schreiben dagegen die letzten Drangsale unserer Tage unserm Christus zu? Jene Bürgerkriege, die nach dem Geständnisse ihrer eigenen Schriftsteller alle feindlichen Kriege an Grausamkeit und Bitterkeit übertrafen, und wodurch nach ihrem Urtheile, der Staat nicht nur hart bedrängt wurde, sondern gänzlich unterging, waren lange vor Christus entstanden, und griffen durch eine Kette verbrecherischer Ursachen von dem Kriege des Marius und Sulla in die Kriege des Sartorius und Catilina, dann in den Krieg des Lepidus und Catulus, hierauf in jene des Pompejus und Cäsar und von da endlich in die Kriege des andern Cäsar, den man später Augustus nannte, und unter welchem Christus geboren ward. — Ja mögen jene, welche unserm Christus für so viele Wohlthaten so undankbar sind, vielmehr ihre Götter so gro-

ßer Drangsale beschuldigen. Wenigstens flammte, als jene Uebel wogten, das Opferfeuer auf ihren Altären, und sie dufteten von den Wohlgerüchen frischer Blumenkränze und dem Dufte sabäischen Weihrauchs. Hochgeachtet auch war damals das Priesterthum; es wurden Schauspiele in den Tempeln aufgeführt, und Rasende sprachen Orakelsprüche darin, als so ungeheuer viel Bürgerblut nicht nur an verschiedenen andern Orten, sondern auch bei den Altären der Götter selbst vergossen wurde. Das weiß ich, und jeder Unbefangene wird es leicht mit mir bekennen, daß, wenn das Menschengeschlecht die christliche Lehre vor den punischen Kriegen und vor so vielen großen Drangsalen empfangen hätte, deren ich erwähnte und anderer, die zu weit führen würden, wenn ich ihrer erwähnen wollte, — ja wären so schreckliche Verheerungen erfolgt, die Europa und Asien durch Kriege verwüsteten: Keiner aus Allen, die uns nun schmähen, hätte diese Drangsale einem andern Grunde als dem der christlichen Religion beigemessen. Und wie laut würden erst jene Römer ihre Lästerzungen erheben, wenn die Aufnahme und Verbreitung dieser christlichen Lehre dem Einfall der Gothen, oder dem Austreten der Tiber, oder jener Feuersbrunst zu Rom, wodurch so viele Menschen zu Grunde gingen, oder was dieses Alles übertrifft, jenen Bürgerkriegen vorausgegangen wäre? Und würden sie nicht auf gleiche Weise jene andern beinahe unglaublichen Ereignisse, wenn sie ihnen zu unsern Zeiten widerfahren wären, den Christen als Verbrechen vorwerfen? ich meine als es Erde, als

es Kreide regnete, als jener Steinregen fiel, als von dem Gipfel des Berges Aetna die Feuergluthen bis an das Ufer des Meeres sich mit solcher Hitze ergossen, daß dadurch die Felsen sich spalteten, und das Pech an den Schiffen sich auflöste, oder eben wie ein andermal durch die Gewalt des nämlichen Feuers ganz Sizilien mit Asche bedeckt wurde, und die Häuser der Stadt Catina darunter begraben und so sehr davon bedrückt wurden, daß sie zusammenbrachen. Ebenso lesen wir, daß in Afrika, als es bereits eine römische Provinz war, die Heuschrecken so sehr sich vermehrten, daß man dieß für ein Wunder hielt. Als diese nun, nachdem sie alle Früchte und Blätter der Bäume aufgezehrt hatten, gleich einer ungeheuren und dicken Wolke in das Meer flogen und darin ertranken, wurden sie an das Ufer zurückgespühlt und dadurch ward die Luft so sehr vergiftet, daß eine schreckliche Pest entstand, daß in dem Reiche Masinissa allein achtzigtausend Menschen und noch weit mehr an dem Küstenlande starben; auch blieben nach ihrer Versicherung von dreißigtausend jungen Kriegern, die zu Utika waren, nur zehn am Leben. Wäre wohl Eine aus diesen Drangsalen, frage ich, die ihre Eitelkeit nicht dem Christenthume aufbürden würde, wenn sie in christlichen Zeiten sich ereignet hätte? Gleichwohl messen sie dieselben ihren Göttern nicht bei, denen sie zu dienen verlangen, damit sie nicht ähnliche Uebel erdulden müssen, da doch ihre Voreltern, die ihnen ehemals dienten, noch weit größere Uebel ertragen mußten!"

„Und diese Ungerechten und Undankbaren," ruft

Augustinus aus, „diese Menschen, die ein ruchloser Geist in den festesten Banden gefangen hält, sind ungehalten und murren darüber, daß die Welt durch den Namen Jesu dem Joche und den gemeinschaftlichen Strafen mit jenen höchst unreinen Götzen entrissen, und von der höchst verderblichen Nacht der Gottlosigkeit zu dem Lichte der heilsamsten Frömmigkeit hinübergeführt wurden; sie vermögen es nicht zu ertragen, daß die Schaaren in keuscher Feierlichkeit zu unsern Kirchen wallen, wo beide Geschlechter, auf sittsame Weise von einander gesondert, vernehmen: auf welche Art sie in dieser Zeit ein frommes Leben führen sollen, so daß sie nach diesem Leben verdienen, immer und ewig glückselig zu leben; wo die heilige Schrift und die Lehre der Gerechtigkeit vor dem Anblick Aller von einer erhabenen Stelle herabtönt, und jene, die darnach thun, sie zur Belohnung, jene aber, die nicht darnach thun, sie zum Gerichte hören; wo endlich, wenn je einige Spötter solcher Lehren sich einfinden, entweder ihr ganzer Muthwille durch plötzliche Umwandlung gänzlich verschwindet, oder aus Furcht oder Scham sich in Schranken hält. Denn nichts Schändliches und Lasterhaftes wird ihnen zu schauen oder nachzuahmen dargestellt, wo die Gebote des wahren Gottes gelehrt, oder seine Wunder verkündet, oder seine Gaben gepriesen, oder seine Wohlthaten erfleht werden. Hienach verlanget vielmehr, edle römische Gemüther, tapfere Abkömmlinge eines Regulus, der Scipionen und Fabrizier, hienach verlanget, und lernet diese erhabenen Dinge von jener armen Eitelkeit und trug-

vollen Hinterlist unterscheiden. Erwachet doch! schon strahlt der Tag; erwachet, wie schon Einige aus Euch sich emporgerungen haben, deren vollendete Tugenden und Leiden für den wahren Glauben wir preisen, und die überall gegen die feindlichen Mächte kämpfend und im Tode sie starkmüthig überwindend, uns dieß Vaterland erworben haben. Zu diesem Vaterlande laden wir euch ein und ermahnen euch, Bürger desselben zu werden. So greifet denn nach diesem himmlischen Vaterlande, wo ihr wahrhaft und ohne Ende herrschen werdet. Dort findet ihr kein Feuer der Vesta, keinen steinernen kapitolinischen Jupiter; aber der einzige und wahre Gott wird kein Ziel und keine Zeiten setzen, und euch ein Reich ohne Ende verleihen. Darum lasset ab von jenen falschen und trugvollen Götzen, verwerfet ihr Joch, verachtet sie und athmet auf im Glanze wahrer Freiheit. Dorthin sei euer Auge gerichtet nach jener himmlischen Stadt, wo Wahrheit Sieg, wo Heiligkeit Würde, Seligkeit Friede, wo Ewigkeit Leben ist!"

Zu jenen schweren und zum Theil thörichten Beschuldigungen aber, zu den zahllosen Unbilden von Heiden und Juden kam noch, daß bald unter den Christen solche auftraten, die entweder einen Theil der christlichen Lehre verwarfen, diese selbst besser zu wissen die Miene sich gaben, als die Apostel, oder aber auch die christlichen Lehren mit heidnischen vermischten. Dagegen erhoben sich die von der Kirche gesetzten Bischöfe, verwarfen das Falsche und Fremde und zeigten, welches die wahre Lehre Jesu sei. So waren von Außen und von Innen, von Juden und

Heiden, von Kaiser und Pöbel schwere Prüfungen über die Bekenner des christlichen Namens hingegangen; aber seine Feinde hatten, wie der Prophet sagt, die Hand wider den Stachel ausgeschlagen, und Wasser in durchlöcherte Gefäße geschöpft; was sie nicht wollten, erreichten sie, das aber, was sie wollten, entging ihnen. „Die Völker waren," wie Poujoulat sagt, „zu Leichnamen geworden, und die Barbaren fliegen herbei gleich Raubvögeln, welche Todtengeruch wittern, um über die zerfallenden Glieder sich zu streiten." In dieser allgemeinen Noth aber war es das Christenthum, das in die Trümmer der alten Welt neues Leben hauchte, das an jeder Thüre pochte, um Balsam für die klaffenden Wunden, Linderung für diese zahllosen Leiden zu bringen. Die Zeit war nun herangekommen, wo das Kreuz, das den Einen als Thorheit, den Andern als Aergerniß gegolten, das Siegeszeichen werden sollte, nach dem die Völker verlangten, jene Weisheit, wornach die Erde verlangend die Hände ausstreckte, jener Lebensbaum, unter dessen Schatten sich niederließ Alles, was den Frieden suchte.

Erstes Kapitel.

Diokletian Kaiser; Konstantin am Hofe zu Nikomedien; große Christenverfolgung.

Was hilft dem Menschen Geist, Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Reiche wüthet,
Und Uebel sich in Uebel überbrütet. —
Entschlüsse sind nicht zu vermeiden,
Wenn Alle schädigen, Alle leiden,
Geht selbst die Majestät zu Raube. —
Wie tobts in diesen wilden Tagen!
Ein Jeder schlägt, und wird erschlagen,
Das Reich, das sie beschützen sollen,
Es liegt geplündert und verheert.

Das Römerreich glich zu der Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, einem Lande, das umsonst hinter schlechten Dämmen Schutz gegen die anstürmenden Wasserfluthen sucht. Wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen, und herniederstürzen, als wollten sie sich auf immer ergießen, oder wenn die Sonnengluth die hochaufgethürmten Schneemassen zerschmilzt, und diese mit furchtbarer Gewalt sich heranwälzen, so stürzen die mühsam aufgeworfenen Dämme, die schon längst das Wasser unterwaschen hat, und die von zahllosen Thierchen zerfressen sind, zusammen. Mit verzweifelnder Anstrengung sucht nun der Mensch, die Schutzwehr aufrecht zu erhalten, aber während ihm dieß hier gelingt, haben die Wogen an zehn andern Stellen durchgebrochen, und Noth über Dör-

ser und Städte, und Verwüstung über Auen und Fluren gebracht. So stürmten in damaliger Zeit mit wenig Unterbrechung wilde Völkerstämme von allen Seiten auf das römische Reich. Im Abendlande waren es die so sehr gefürchteten germanischen Völker, im Morgenlande die nicht minder schrecklichen Perser; und wurden diese zurückgedrängt, so stürmten an den andern Grenzen die Barbaren ein, und ließen nichts hinter sich zurück, als Leichen und Brandstätten. Diese Noth von Außen wurde aber noch vergrößert durch das große Sittenverderbniß im Innern. Was halfen nun die vielen stummen Götter, und die noch größere Zahl ihrer Tempel? Wer an der Spitze des Staates stand, suchte sich zu halten, und zu bereichern, wie er konnte, da der nächste Tag für ihn ein sehr ungewisser war; denn die Zahl der Feldherren und Kaiser wechselte so schnell, wie die Tage des Jahres, oft wie die Stunden des Tages. Ja nicht selten mußte man den aufrührerischen Soldaten Dank wissen, wenn sie ihre eigenen Führer aus dem Wege räumten, ehe diese Zeit und Gelegenheit gewannen, die Bürger des Staates zu plündern, und blühende Städte und Länder in Wüsten zu verwandeln. Diese innere und äußere unermeßliche Noth half nicht wenig mit, dem Christenthum den Weg zu Aller Herzen zu bahnen, und die Tempel der tauben Götzen leer zu machen.

In damaliger Zeit hatten nicht die Weisesten und Besten die Zügel des Staates in den Händen, rohe, raubgierige, zügellose Soldatenhaufen setzten Kaiser ein und ab, je nachdem diese ihren Lüsten zu schmei-

cheln wußten, oder ohne Kraft und Muth ihnen entgegen traten. So hatten sie den Kaiser Probus ermordet, der mit der größten Anstrengung das Reich gegen äußere Feinde zu schützen suchte, und auch die innern Feinde gebändigt hatte. Unter ihm mußten sie Sümpfe austrocknen, Fruchtbäume pflanzen; dieß erbitterte die Soldaten, die mit seinem Tode Ruhe und Müßiggang erwarteten. Demgemäß ernannten sie einen Andern zum Kaiser, der aber mit seinen Reichsgehülfen den Purpur mit dem Leben bezahlte. Diokletian wurde nun vom Heere zum Kaiser ausgerufen, und wußte sich mit Gewalt gegen seine Feinde zu behaupten. Er war in einem Städtchen Dalmatiens geboren, und von niederer Herkunft, der Sohn eines freigelassenen Sklaven. Von früher Jugend an wußte er Speere zu werfen, das Schwert zu führen, und das Kriegsroß zu lenken, und schwang sich durch Muth und Tapferkeit zum Obersten der kaiserlichen Leibwache empor. Außerdem zeichnete er sich aus durch Verstand, Geistesgegenwart, durch große Gewandtheit in den Geschäften des Friedens und des Krieges. Als er den kaiserlichen Thron bestieg, war das unermeßliche Reich, wie vor und nach ihm, von wilden Völkern bedroht, und durch innere Aufstände zerfleischt. Wohl vermochte in früheren Zeiten des Reiches, wo noch mehr Kraft und Vaterlandsliebe den römischen Bürger zierte, ein Einziger im Krieg und Frieden seine Grenzen zu schützen, und innere Feinde niederzuhalten, wo und wie sich immer zeigten. Aber seitdem war mancher Kaiser der Wolf der eignen Heerde, der, statt diese

zu schützen, sie zerriß, und, was er nicht verschlang, in schrecklicher Verruchtheit hinwürgte. Jene Tugenden der römischen Bürger, von denen uns heidnische Schriftsteller zu erzählen wissen, waren längst gewichen und vergessen, und, wo früher Bürger saßen, hatten sich nun Sklaven und Freigelassene niedergelassen, — die alle mit einander an Erbärmlichkeit wetteiferten.

Diokletian übersah leicht die Lage des Reiches, und erkannte, daß die Verwaltung und Vertheidigung auch den Ausgezeichnetsten nur aufreiben würde. Er erwählte sich darum zum Reichsgehülfen, — mit dem Titel Augustus, — den Maximianus, ein Mann von geringer Herkunft aus Pannonien, ein roher Krieger, der hart wie Eisen war, und von Milde und von Bildung überhaupt nichts wußte, und nichts wissen wollte. Damals hatten sich in Gallien die Bauern, Bagauden genannt, empört; sie wurden von Freund und Feind geplündert, und mit schreiender Ungerechtigkeit behandelt; in wilder Verzweiflung erhoben sie sich, und zerstörten alles weit und breit; die Alemannen und Burgunder waren über den Rhein gedrungen und verwüsteten, wohin sie immer vordrangen; die Küsten wurden von Seeräubern geplündert, — gegen diese Feinde wurde Maximianus gesandt, um im Blute zu ersticken, was nicht gehorchen wollte. Aber so leicht oder schwer auch immer diese Feinde überwunden waren, so schnell erhoben auch immer wieder sich neue Gefahren. Im Osten bedrohten die Perser das Reich, und in Egypten, in Italien, in

Britannien waren Empörungen gegen den Kaiser ausgebrochen. Gegen diese neuen Bedrängnisse, — es war im Jahre 292 nach Christi Geburt, — ernannte Diokletian zwei neue Reichsgehülfen, denen der Titel Cäsar beigelegt wurde. Es war Galerius und Konstantius Chlorus, — der Vater Konstantins des Großen, — zwei geprüfte Feldherren. Galerius war niederer Geburt, und soll vorher ein Rinder- oder Pferdhirt gewesen sein, selbst ungebildet, haßte er alle Bildung; ausgezeichnet hatte er sich nur im Kriege, und war von der untersten Stufe bis zu der höchsten emporgestiegen. Konstantius, mit dem Zunamen Chlorus, stammte von vornehmen Eltern, und war, wenn auch unter den Waffen aufgewachsen, von edler und sanfter Gemüthsart. Bei der Theilung der Gewalt wurde Konstantius die Verwaltung von Spanien, Gallien und Britannien gegeben, dem Galerius aber Illyrien, Thrazien, Mazedonien und Griechenland; Maximianus erhielt Italien und Afrika, Diokletian aber herrschte über das Morgenland.

Mit dieser Theilung der Verwaltung des Reiches war noch eine andere Veränderung verbunden. Bis in diese Zeit war Rom die Hauptstadt des Reiches. Von hier aus wurde die damalige Welt erobert und hieher flossen alle Schätze der unterworfenen Völker. Diese Stadt war geschmückt mit den Pyramiden Egyptens, die Schätze Asiens hatten sie reich und üppig gemacht, von Griechenland erborgten sich die Bürger Kunst und Bildung, Afrika und Spanien und Gallien mußten Getreide zum Unterhalt und

ihre starken Söhne zum Kriege liefern. Wenn aber auch in den langen Kriegen durch die vielen schrecklichen Bedrängnisse die Blüthe der römischen Bürger hingewürgt war, wenn auch die Ueppigkeit die Reichen, wie die Armen elend gemacht hatte, — immer blieben in Rom Reste jener alten Einrichtungen übrig, nach denen trotz aller Schwäche und Erbärmlichkeit jeder Despot gehaßt, und die alte römische Freiheit geliebt wurde. Diokletian war zu sehr Krieger, um nicht diesen Stolz ohne Kraft zu verachten, und dieses Volk zu hassen, das so leicht zu Empörungen geneigt, wie der feine Sand der Wüste; zudem erkannte er im Morgenlande, in den Persern, die gefährlichsten Feinde des Reiches, und wollte ihnen näher sein. Deßwegen verlegte er seinen Sitz nach Nikomedien, in die Hauptstadt der Provinz Bythinien, in Asien. Um aber auch die Person des Herrschers mit einem äußern Schein von Hoheit zu umgeben, dadurch Ehrfurcht vor ihm hervorzurufen, und dem Thron mehr Festigkeit zu gewähren, schmückte er sich mit dem Diadem, d. h. mit einer weißen, kostbaren Stirnbinde. Wer zur unverletzlichen Person des Kaisers Zutritt verlangte, wurde durch die Diener des Palastes in die innern Gemächer eingeführt, den Palast selbst bewachten die Soldaten der Leibwache; und wurde er endlich vorgelassen, so mußte er sich vor seinen Herrn und Kaiser auf die Erde niederwerfen. Diokletian, der später sogar vom Kaiserthrone herabstieg, und als Privatmann starb, that dieß wohl schwerlich aus Eitelkeit, sondern mit Rücksicht auf die bisherige Lage des Reiches.

Dieses war um so unglücklicher, je häufiger seine Herrscher wechselten, und sich unter einander bekriegten. Durch die so schnell auf einander folgenden Kaisermorde war alle Scheu gewichen, und daran neue Erschütterungen geknüpft, — diese, wie die so häufigen Verschwörungen, wollte er erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Dabei muß freilich zugestanden werden, daß durch solche äußere Einrichtungen, wie Niederwerfen auf die Erde, der schwere Zutritt zum Kaiser, seinen Schmuck und Anderes noch wenig gewonnen war, wenn nicht andere und innere Mittel dem üppigen und ungebildeten Volke wahre Ehrfurcht einflößten.

Nikomedia, wo nun Diokletian residirte, war eine Stadt in Bythinien, einer Provinz Kleinasiens, und wird heut zu Tage von den Türken Ismid genannt. Diokletian verschönerte sie mit zahllosen und prächtigen Gebäuden; nach seinem Willen sollte von ihr Rom an Glanz verdunkelt werden; allein Rom blieb unerreicht an Würde, wie an äußerer Pracht. Hier am Kaiserhofe zu Nikomedia verlebte Konstantin seine Jugendjahre. Er war der Sohn des Konstantius Chlorus und der Helena, und wurde im Jahre 274 in Naissus, einer Stadt in Obermösien (Servir) geboren. Als sein Vater zum Cäsar oder Reichsgehülfen ernannt wurde, blieb er, als Unterpfand für die Treue des Vaters, am Hofe des Kaisers. Wie Moses einst, bemerkt der Geschichtschreiber Eusebius, am Hofe Pharao's lebte, um dann in allem Guten und Schönen unterrichtet seine Brüder vom egyptischen Joche zu be-

freien, so sah auch Konstantin an diesem Hofe das Beginnen jener großen Christenverfolgung, und ihre schrecklichen Verwüstungen, so war er es, welcher nach vielen Prüfungen auf den kaiserlichen Thron erhoben, das heilige Kreuz an die Stelle der umgestürzten Altäre der Götzen aufpflanzte, um nicht mehr umgestürzt zu werden. Er war ein Jüngling von hohem Wuchs, schöner Gestalt, körperlicher Stärke, die er frühzeitig durch vielerlei Uebungen vervollkommnet hatte, und großer Unerschrockenheit. Bei den immerwährenden Kriegen, welche damals die Welt bewegten, kämpfte er unter Diokletian in Egypten gegen den Rebellen Achilleus, und als Hauptmann in der kaiserlichen Leibwache unter Galerius gegen die Perser. Vorzüglich aber war es Galerius, welcher den tapfern und muthvollen Jüngling mit Argwohn betrachtete, und keine Gelegenheit vorüber ließ, ihn den größten Gefahren auszusetzen, aus denen Konstantin immer mit größerem Ruhme hervorging.

Die Christen hatten, seit Diokletian regierte, Ruhe, und lebten in Frieden. Aber diese Ruhe brachte nicht die besten Früchte. Die Christen, sagt derselbe Eusebius, verfielen über die, immer mehr zunehmende, Freiheit in Nachlässigkeit und Trägheit, die Einen beneideten die Andern, bekämpften sich mit den Waffen des Wortes, wie mit dem Schwerte. Da ließ aber das göttliche Gericht die Strafe hereinbrechen, um abermals Waizen von der Spreu, Gold von den Schlacken zu sondern. Die Verfolgung begann bei den Heere. Ein Befehl, daß alle

Soldaten an den heidnischen Opfern und den damit verbundnen Opfermahlzeiten Theil nehmen sollten, zwang viele Soldaten und Hauptleute, die Kriegsdienste zu verlassen, um ihren Gott treu zu bleiben. Jedoch die allgemeine Verfolgung nahm ihren Anfang mit dem Jahre 303. Ihr Urheber war Galerius. Diesem ungebildeten und rohen Krieger hatte seine heidnische Mutter Haß gegen Christen, und Furcht vor gemachten Götzen eingeflößt. Die Weigerung der Soldaten, an den Opfern Theil zu nehmen, hatte ihn erbittert, und die immer zunehmende Anzahl der Christen mit Furcht erfüllt, zudem hielt er sie für schlechte Bürger; er drang nun in Diokletian, die Christen zu verfolgen, und suchte ihn dazu durch allerlei Schrecknisse zu bewegen. Dieser aber stellte vor, wie verderblich es wäre, den Erdkreis zu beunruhigen, und so viel Blut zu vergießen. Als aber der alte, kranke Kaiser den Winter des Jahres 303 in Nikomedien zubrachte, — er war damals schon entschlossen, den Purpur niederzulegen, und ins Privatleben zurückzukehren, — bot Galerius Allem auf, um abermals die Welt mit allen Qualen gegen den christlichen Namen wüthen zu sehen. Da Diokletian wankte, wurden heidnische Rechtsgelehrten, Feldherren und Statthalter zu einer Versammlung berufen, man opferte den Göttern, und forschte bei Zeichendeutern, was der Wille der Götter sei, und wie gewünscht, war Alles gegen die Christen. Jetzt gab Diokletian nach. Und der Anfang der großen Verfolgung war der 23. Februar 303.

Früh Morgens desselben Tages begab sich, zum Erstaunen der Christen, der Statthalter mit großem Gefolge von Kriegsobersten und Rentmeistern zur Kirche in Nikomedien. Die Thüre ward erbrochen, die heilige Schrift, die man fand, verbrannt; alles Andere aber, das mitzunehmen war, wurde geplündert. Diokletian und Galerius sahen vom kaiserlichen Palast aus zu. Da Galerius verlangte, daß sie verbrannt werde, widersetzte sich Diokletian diesem Verlangen; schickte aber eine Abtheilung der Leibwache mit Aexten und Brecheisen ab, die in wenigen Stunden die Kirche abgebrochen, und Alles dem Boden gleich gemacht hatten.

Am andern Tage wurde folgendes kaiserliche Dekret in Nikomedien angeschlagen: „Die gottesdienst„lichen Versammlungen der Christen sollen verboten „sein, die christlichen Kirchen sollen niedergerissen, „alle Handschriften der Bibel verbrannt werden, die„jenigen, welche Ehrenstellen und Würden besäßen, „sollen dieselben verlieren, wenn sie nicht ihren Glau„ben verleugnen; gegen alle Christen, von welchem „Stande sie auch seien, soll bei gerichtlichen Unter„suchungen die Folter angewendet werden. Die „Christen von niedrigem Stande sollen des Genusses „ihrer Rechte als Bürger und als freie Männer be„raubt sein, die christlichen Sklaven aber sollen, so „lange sie Christen seien, nie frei gelassen werden „können.“ Ein Christ von ansehlichem Stande ließ sich von zu großem Eifer verleiten, riß das Dekret öffentlich herab, und zerriß es unter spottenden Worten; er wurde ergriffen, verurtheilt und bei kleinem

Feuer langsam verbrannt. Dieser kaiserliche Befehl machte im ganzen Reiche unter den Christen einen um so entsetzlichern Eindruck, als er wie der Blitz aus heiterm Himmel unter sie fiel. Noch wohnten aber Diokletian und Galerius im kaiserlichen Palaste zu Nikomedien, als daselbst Feuer ausbrach, und einen Theil desselben in Asche legte. Konstantin erzählt, der Blitz habe gezündet, Galerius aber beschuldigte die Christen des Brandes, und, daß sie die Absicht gehabt, beide Kaiser im Palaste zu verbrennen. Diokletian ergrimmte darüber so sehr, — zugleich waren auch Empörungen in Syrien und Armenien ausgebrochen, — daß ein zweites Edikt ausging: „alle Bischöfe und Geistliche sollen in Ketten gelegt werden.“ Nun wurden Priska, die Gemahlin Diokletians, und Valeria, seine Tochter, die Gemahlin des Galerius, die entweder schon Christen waren, oder es zu werden verlangten, gezwungen, an den Opfern Theil zu nehmen. Als bald darauf abermals wohl mit Absicht und Wille der Heiden im kaiserlichen Palast Feuer ausbrach, wurden mehrere Kammerherren mit ausgesuchten Grausamkeiten zu Tode gemartert, und die Leichen, welche von Christen begraben waren, wieder aus der Erde gerissen, und ins Meer geworfen. Die Gefängnisse füllten sich mit Bischöfen und Priestern; da erschien ein drittes Edikt: „alle Gefangenen, welche den Göttern zu opfern sich weigern, sollen auf alle Weise dazu gezwungen werden.“ Durch das Verbrennen der heiligen Schriften und die Einkerkerung der Bischöfe und Priester hoffte man das Kreuz aus-

zureißen, und die zerstreuten Gemeinden zu vernichten. Da erschien im Jahre 304 das vierte Edikt: „alle welche hartnäckig beim Christenthum verharren, mit dem Tode zu bestrafen."

Schauerlich ist es zu lesen, mit welcher Grausamkeit in allen Provinzen, besonders in denen des Morgenlandes, gegen die Christen gewüthet wurde; nur Konstantius Chlorus, von menschenfreundlichen Charakter, war zu Verfolgungen nicht geneigt, ja er bewies sogar den Christen in seiner Umgebung besondere Achtung und besonderes Vertrauen. Desto strenger wurden allenthalben die kaiserlichen Befehle vollstreckt. Und wie der Sturmwind den Staub von der Straße aufscheucht, die dürren Aeste bricht, die hohle Rinde lös't, und Alles niederstürzt, was nicht stark eingewurzelt, — so waren und blieben Sieger in dieser fürchterlichen Heimsuchung nur diejenigen, welche wahrhaft von der Gnade Christi erfüllt waren. Schauerlich ist die Kunde sowohl in Hinsicht der Zahl der Opfer, welche diese Verfolgung verschlang, als der Mittel, womit man sie zum Tode brachte. Wir können nur die Gnade Gottes preisen, und die Kraft bewundern, mit der Männer und Jünglinge den herben Kampf für ein ewiges Leben stritten. Was sollen wir aber sagen, wenn wir zarte Jungfrauen, oft im Besitze von Allem, was die Erde nur immer geben kann, unerschüttert in Mitte von Liebkosungen, von Bitten und Drohungen, ihr Leben für Jesus aushauchen sehen! So ließ in Alexandrien der kaiserliche Statthalter die christliche Jungfrau, Theodora, vor seinen Richterstuhl führen.

„Welches Standes bist du?“ fragte er sie. — Sie antwortete: „Ich bin eine christliche Jungfrau.“ — „Bist du frei, oder eine Magd?“ — „Christus hat mich frei gemacht;“ erwiederte Theodora, „der Welt nach bin ich von freien Eltern.“ — Der Statthalter ließ nun den Curator, eine obrigkeitliche Person der Stadt, herbeirufen und befragte ihn über Theodora; dieser bezeugte, daß sie frei, und von sehr guter Abkunft sei. Darauf wandte sich der Statthalter an Theodora mit den Worten: „Warum hast du nicht heirathen wollen, da du doch frei bist?“ — „Christi wegen,“ entgegnete die Jungfrau, „denn als er Mensch ward, entzog er uns dem Verderben, und verhieß uns ewiges Leben.“ — „Die Kaiser haben befohlen, daß die Jungfrauen, welche den Göttern nicht opfern, der Willkür und der Schande Preis gegeben werden.“ — „Du weißt doch wohl, sollte ich meinen,“ sagte Theodora, „daß Gott auf den Willen schaut. Was durch Zwang geschieht, ist Gewalt.“ — „Da ich weiß, daß du eine Freie bist, und auch deiner Schönheit wegen dich verschonen möchte, so habe ich Mitleid mit dir; allein dieß Mitleid wird ohne Nutzen für dich sein, wenn du nicht gehorchest. Ja, ich schwöre bei den Göttern, entweder wirst du opfern, oder du wirst die Schande deines Hauses werden.“ — „Jede Gewalt, so du mir anthun lässest, kann nicht meinen Willen beflecken. Wenn du mir mein Haupt, eine Hand, oder einen Fuß abhauest, oder den ganzen Körper zerstören und zerstreuen lässest, so wäre dieß Zwang, und nicht Wille. Ich will in Gott verbleiben. Ich bin mit

Gott vermählet durch das Gelübde der Jungfrauschaft; mein Leib und meine Seele gehöret ihm an; ich empfehle mich in seine Hände; er wird mir bewahren meinen Glauben und meine Jungfrauschaft." — „Gedenke deiner edeln Geburt," sagte der Statthalter, „und beflecke deine Familie nicht durch Schmach." — „Ich bekenne Christus für meinen Herrn; der mir Freiheit und Ansehen gab, und der wohl weiß, wie er seine Taube bewahren könne." — „Wie bemitleide ich deine Verblendung!" erwiderte der Statthalter, „wie kannst du dein Vertrauen auf einen Gekreuzigten setzen!" — „Ja ich glaube an Christus," rief Theodora aus, „er wird mich befreien aus den Händen meiner Feinde, und wird rein erhalten, die da fest vertrauet im Glauben. Ich werde ihn nicht verleugnen." — „Schon lange genug habe ich dein Gerede geduldig angehört, und dich der Folter nicht übergeben. Wenn du aber in der Widerspenstigkeit verharrest, werde ich dich wie die letzte Sklavin behandeln. Ich werde die Befehle der Kaiser an dir vollstrecken lassen, wie an Andern deines Geschlechtes." — „Du hast Gewalt über meinen Leib," war die Antwort der Jungfrau, „Gott aber über meine Seele." — „Man gebe ihr zwei Backenstreiche," war der Befehl des Statthalters, „um sie von ihrem Tollsinn zu befreien, und sie zu lehren, den Göttern zu opfern." — „Bei meinem Herrn, ich opfere nicht, ich bete die Teufel nicht an; der Herr ist mein Helfer." — „Thörin!" sagte der Statthalter, „du nöthigst mich, einer Jungfrau von deinem Stande diese Schmach anzuthun." — „Ich bin keine Thörin, in-

dem ich den Herrn Jesus bekenne; und was du Schmach nennest, ist mir Ehre und Ruhm in Ewigkeit." — „Ich muß den Befehl der Kaiser an dir vollziehen; ich würde mich selbst des Ungehorsames gegen die Beschlüsse meiner Gebieter schuldig machen, wenn ich deine Halsstarrigkeit nicht bestrafte." — „Gleich wie du einen Menschen fürchtest, und die auferlegten Befehle zu vollziehen dich beeilest, so fürchte ich mich, meinem Herrn zu mißfallen, denn ich erkühne mich nicht, den wahren König Himmels und der Erde zu beleidigen." — „Wie! du erblödest dich nicht," fuhr sie der Statthalter an, „die Befehle der unsterblichen Kaiser zu verachten, und treibest mit mir dein Gespötte; je nun, ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit; nach Ablauf dieser Frist werde ich dich, bei den Göttern schwöre ich, der Willkür Preis geben." — „Gott wird nicht zugeben, daß ich ihn verlasse," erwiderte unerschrocken Theodora, „für mich sind die drei Tage schon verflossen, da ich meinen festen Entschluß gefaßt habe. Befiehl also, was dir beliebt." — Sie wurde abgeführt, und drei Tage im Gefängniß fest gehalten. Nach Ablauf dieser wieder vor dem Statthalter, beharrte sie bei ihrem Entschlusse, eher sterben zu wollen, als den Göttern zu opfern. Das Urtheil wurde nun gefällt und Theodora in das Haus der Sünde geführt. Allein eben so schnell hatte ein christlicher Jüngling, Didymus mit Namen, den Entschluß gefaßt, sie zu befreien. Theodora entfloh in einem Soldatengewande, und statt ihrer blieb Didymus. Vor den Statthalter geführt, fragte ihn dieser: „Wer

hat dich zu solch' einer That bewogen?" — Didymus erwiderte: „Gott selbst hat es mir befohlen." — „Ehe ich dich auf die Folter spannen lasse, sage mir, wo Theodora hingekommen?" — „Bei Christo Jesu dem Sohne Gottes," sagte der Jüngling, „ich weiß nicht, wo sie ist, wohl aber weiß ich, daß sie eine Magd Gottes ist, daß sie, die Christum bekannt hat, unverletzt geblieben, daß Gott sie unbefleckt bewahret hat." — Wessen Standes bist du?" fragte ihn der Statthalter. — „Ich bin Christ, und ein Freigelassener Jesu Christi." — „Man lege ihm zwei Mal die Folter an," lautete der Befehl an die Henker. — „Ich bitte dich," bat Didymus, „vollziehe pünktlich an mir die Befehle deiner Gebieter." — „Bei den Göttern, sei gewärtig, daß man dich peinigen werde, wie du es verdienst." — „Ich habe dir schon Beweise gegeben," sagte der Jüngling, „daß ich nicht fürchte, für Christus zu sterben. Bei meiner That hatte ich zwei Gegenstände im Auge, nämlich eine Jungfrau vor der Schande zu bewahren, und den Gott, den ich anbete, öffentlich zu bekennen. Ich hoffe, daß ich aus allen Qualen siegreich hervorgehen werde. Der Anblick des grausamsten Todes wird mich nie dahin bringen, den Teufeln zu opfern." — Nun befahl der Statthalter ihm den Kopf abzuschlagen und seinen Leichnam zu verbrennen. Auf die Kunde von diesem Urtheile eilte Theodora herbei, vielleicht in der Meinung, von Didymus das Todesurtheil abwenden zu können. Sie rief laut aus: „Zum Bürgen der Keuschheit habe ich dich angenommen, nicht aber zum Bürgen

des Lebens, daß du für mich standest, so lange meine Jungfrauschaft in Gefahr schwebte; nicht so aber, wenn es um das Leben zu thun ist; diese Schuld abzutragen, bin ich im Stande. Das Urtheil ist meinetwegen gefällt worden; meine Flucht war die Ursache deines Todes. Ich floh keineswegs, um nicht zu sterben, sondern um nicht geschändet zu werden. Nun ist meine Ehre der Gefahr enthoben. Mein Körper vermag für Christus zu sterben. Raubest du mir meine Krone, so hast du mich nicht gerettet, sondern du hast mich betrogen." — Sie wurden beide enthauptet, und die Leichname verbrannt.

Zu Antiochia ward eine Jungfrau, Pelagia, ungefähr fünfzehn Jahre alt, plötzlich in ihrem Hause von Soldaten überfallen, um vor den Richterstuhl geführt zu werden. Wohl wissend, was ihr bevorstand, erbat sie sich die Erlaubniß in ein anderes Zimmer zu gehen und andere Gewande anzuziehen, um mit Anstand vor der Obrigkeit erscheinen zu können. Sie kleidete sich in ihren schönsten Schmuck, stieg auf die Zinne des Hauses, stürzte sich hinab und gab sogleich den Geist auf. Auf ähnliche Weise suchte eine Mutter mit ihren zwei Töchtern, sich die Reinheit des Körpers zu bewahren. Sie wurden von Soldaten ergriffen, um nach Antiochien geführt zu werden. Die Mutter eröffnete den Töchtern die Gefahr, welche ihrer Reinheit drohte, zeigte ihnen das einzige Mittel der Rettung, sich an Christus um Erbarmen zu wenden und gestand ihnen ihre Absicht. Sie erbaten sich von den Soldaten, ein wenig vom Wege abwärts gehen zu dürfen, gingen an den nahen

Fluß, ordneten sittsam ihr Gewand, sprangen in den Fluß, und ertranken.

Hierüber erklärt sich der heilige Augustinus in seiner Schrift: „von der Gemeinde Gottes," nachdem er gegen den Selbstmord gesprochen hat, also: „Aber, sagt man, heilige Frauen haben in Zeiten der Verfolgung, den Nachstellern ihrer Keuschheit sich zu entziehen, in reißende Ströme sich gestürzt, sind so gestorben und die Kirche feiert ihr Marterthum. Ich erkühne mich hierüber keines Urtheils. Ob eine göttliche Macht durch glaubwürdige Zeugnisse die Kirche bewogen habe, das Andenken dieser Frauen auf solche Weise zu ehren? Das weiß ich nicht; und es kann sein, daß es so ist. Wie wenn sie solches gethan haben, nicht auf menschliche Weise getäuscht, sondern auf göttlichen Befehl, nicht irrend, sondern gehorchend? Denn, wenn Gott gebietet, und daß er gebiete, auf nicht zu bezweifelnde Weise zu erkennen gibt, wer wollte denn den Gehorsam beschuldigen? Wer die folgsame Frömmigkeit anklagen?" —

Doch gab es auch solche, die vor Banden und Qualen zurückbebten, — Christum verleugneten, und den Götzen opferten, oder die heiligen Schriften auslieferten. Diese Letztern wurden Traditores genannt, in unserer Sprache: Ueberlieferer. Diokletian wurden Denkmale gesetzt für die Vertilgung des christlichen Namens; — aber nicht der christliche Name war vertilgt, das Heidenthum hatte die letzte, große Anstrengung gemacht.

Zweites Kapitel.

Diokletian legt die Regierung nieder; Constantin wird Cäsar.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft,
Da regt sich Alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.

Wenn die Auen mit frischem Grün und mit Blumen aller Farben bedeckt sind, kannst du Kinder sehen, die in eiliger Hast über alles hin nach bunten Schmetterlingen jagen; haben sie einen erjagt und hat er Farbe und Schmuck in ihren Händen abgestreift, schnell stürzen sie nach andern, um sie zu erhaschen und wegzuwerfen, wie die erstern. So hatte auch Diokletian Leben und Alles daran gesetzt, das kaiserliche Diadem sich um das Haupt zu winden, und nachdem er seine Würde und Bürde genossen, legte er es nach zwanzigjährigem Besitze nieder, und zog sich ins Privatleben zurück, sei es nun, daß Ekel an dem, was Andere so sehnlich wünschen, oder Bitten, oder Drohungen, oder — Alles zusammen ihn zu diesem merkwürdigen Entschluß brachten. Zugleich mit Diokletian legte auch Maximianus die Regierung über die ihm zugetheilten Provinzen nieder.

Es war der 1. Mai 305, als schon mit dem ersten Frührothe die Bewohner aus allen Thoren Nikomediens auszogen. Dieser Tag mußte etwas Wichtiges bringen, man las es aus Aller Mienen, und sah die Kriegsobersten, und reiche und angesehene Bürger in eifriger Rede des Weges ziehen — der Pöbel freute sich des Schauspiels, das er heute genießen werde. — Was die Menge staunen machte, war die Entsagung Diokletians und seines Mitregenten. Man suchte seine Neugierde zu befriedigen, indem Einer den Andern das Unwahrscheinlichere einzureden suchte, und bezeichnete sich gegenseitig schon mit Bestimmtheit, wer mit dem Purpur bekleidet werden müsse. Dieses war auch bis zur letzten Stunde der Gegenstand eifriger Verhandlungen zwischen Diokletian und Galerius. Diokletian bezeichnete Maxentius, den Sohn des Maximianus, der mit ihm abtrat, und Konstantin, den Sohn des Konstantius Chlorus, der über Gallien, Spanien und Britannien regierte, als diejenigen, welche zu Cäsaren zu ernennen wären. Aber gerade diese verwarf Galerius, er wollte Männer mit dem Purpur bekleidet wissen, die ihm allein ihre Würde zu verdanken hätten, und in seinen Händen wie Puppen sich behandeln ließen. Da Galerius den Maxentius und Konstantin verwarf, fragte ihn der alte Kaiser entrüstet: „Wen denn?" — „Den Severus," antwortete Galerius. — „Wie? den Tänzer, den Trunkenbold, der aus der Nacht Tag, und Nacht aus dem Tage macht?" — „Er verdient es," entgegnete schnell

Galerius; „er hat sich treu bewiesen; auch habe ich ihn schon zu Maximian gesandt, daß dieser ihn mit dem Purpur bekleide.“ — „Nun denn! aber welch andern willst du noch zum Cäsar?“ — „Diesen,“ sprach Galerius, auf Daja, den Sohn seiner Schwester, zeigend, ein Mann ohne Bildung, der wie er einst das Vieh gehütet hatte. Als diese Diokletian zu Cäsaren bezeichnen hörte, sagte er zu ihm: „Da gibst du mir nicht Männer, denen das Reich mag anvertraut werden.“ — „Ich habe sie geprüft,“ antwortete Galerius. — „Nun gut! so sieh du zu, wer die Herrschaft übernimmt! Ich habe genug gethan, und Mühe getragen, daß das Reich unter mir unverletzt erhalten bliebe.“

Die Ernennung der Cäsare war auf den ersten Mai festgesetzt. Von der kaiserlichen Leibwache umgeben, und einer unabsehbaren Menschenmenge begleitet, begaben sich Diokletian und Galerius zu einem Hügel eine Stunde von Nikomedien. Hier waren vor 13 Jahren Galerius und Konstantius zu Cäsaren ernannt worden, und zur Erinnerung an diesen Tag war auf einer Säule ein Adler aufgerichtet. Als das Heer in geordnetem Zuge sich aufgestellt hatte, betrat Diokletian die Rednerbühne und sprach mit Thränen in den Augen von seiner Krankheit, die an seinen Körper zehre, — wie er sich nach Ruhe sehne in seinem Alter, und die schwere Bürde des Reiches kräftige Männer erfordere. Nachdem der Kaiser die Rednerbühne verlassen hatte, und nun die neuerwählten Cäsare dem Heere und dem Volke verkündet werden sollten, war die Erwar-

tung Aller aufs Aeußerste gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß Konstantin würde ernannt werden, der tapfere Kriegsoberste, der seit vielen Jahren die meisten Feldzüge mitgemacht, und allen Gefahren getrotzt hatte. Auf einmal nannte Diokletian den Severus und Daja, der den Namen Maximinus angenommen. Staunen ergriff Alle, und da Konstantin gegenwärtig war, und in großer, edler Wohlgestalt Alle überragte, so richteten sich Aller Augen auf ihn, als ob sie Lösung dieses Räthsels von ihm erwarteten. Während aber noch einer den andern leise fragte, ob Konstantin den Namen Maximin angenommen, zog Galerius mit rückwärts ausgestreckter Hand den Daja aus dem Haufen der umstehenden Kriegsleute. Diesen kannte Niemand, und Alle fragten einander: wer ist dieser? woher kommt der? aber seinen Unwillen laut werden zu lassen wagte Niemand. Da warf ihm Diokletian sein Purpurkleid um, bestieg seinen Wagen, und fuhr durch Nikomedia, um nach Salona in sein Vaterland zurückzukehren. Galerius sah sich nun im unbeschränkten Besitz des ganzen Reiches. Konstantius in Westen, dessen wankende Gesundheit er kannte, hoffte er bald durch einen andern ersetzen zu können, und die Cäsaren, von denen Severus Italien und Afrika, Maximin aber Syrien, Palästina und Egypten erhielt, waren willenlose Werkzeuge in seiner Hand. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Schon öfter hatte Konstantius in Briefen an Galerius verlangt, ihm den Sohn nach Gallien

zu senden — Galerius ließ ihn nicht ziehen. — Da sichtbarlich seine Gesundheit und Kraft schwand, schrieb er dringender, und fügte die Frage bei, warum man ihm den Sohn zurückhalte. Galerius konnte nun nicht wohl dem dringenden Verlangen des Vaters sich widersetzen. Er gab zwar öfters Konstantin am Abend die Erlaubniß, nach Gallien abreisen zu dürfen, und zugleich einen Schein an die kaiserlichen Poststationen mit dem Anfügen, ihm am Morgen noch andere Aufträge zu geben. Dieses geschah mehrmal, — Konstantin schöpfte Verdacht, und reiste eines Abends nach der Mahlzeit, als der Kaiser der Ruhe pflegte, schnell davon, und ließ auf den ersten Stationen, um den Nachstellungen zu entgehen, die Pferde, deren er sich bediente, unbrauchbar machen. Solche Stationen waren nur errichtet, um Nachrichten und wichtige öffentliche Urkunden weiter zu bringen, und zu verbreiten. Die Alten bedienten sich auch zum Theil der Menschen, der sogenannten Läufer, wie die Athener beim Einfall der Perser den Phillippides als Boten nach Lazedemon schickten. Die Perser sollen die ersten gewesen sein, welche die Posten eingerichtet haben; sie errichteten an den Landstraßen in gewissen Zwischenräumen Häuser, in denen Menschen und Pferde allezeit in Bereitschaft stehen mußten. Bei den Römern wurden auf öffentliche Kosten Schnellläufer unterhalten; später und besonders zur Zeit der Kaiser wurden Stationen errichtet, auf denen man zu größerer Bequemlichkeit der Wagen und der Pferde sich

bedienen konnte. Privatpersonen konnten sich dieser Post nicht bedienen.

Galerius pflegte der Ruhe bis gegen Mittag, da befahl er Konstantin zu rufen. Man meldete ihm, er sei am gestrigen Abend abgereist. In höchster Wuth befahl er, ihm nachzusetzen; dieß war nicht möglich, die Stationen waren von Pferden entblößt. Mit der größten Eile legte Konstantin den Weg bis nach Gallien zurück, und wurde hier vom Heere mit Freudengeschrei empfangen. In Bononia (Boulogne) traf er seinen Vater, und ging mit ihm zu Schiff, um nach Britannien zu reisen. Hier machte er mit seinem Vater den Feldzug gegen die Pikten, die also genannt wurden, weil sie sich, wie jetzt viele barbarische Völker, den Körper bemalten. Konstantius warf die Feinde in ihre Waldungen und Sümpfe und stellte die Ruhe wieder her. Bald darauf erkrankte er in York, und starb am 25. Juli 306. Die Heiden wie die Christen stimmen darin überein, daß er von sanften Sitten gewesen, und obgleich er den größten Theil seines Lebens durch Kriege in Britannien, wie am Rheine beschäftigt war, verwilderte er nicht, und erwarb sich die Liebe seiner Unterthanen; er äußerte sich unverhohlen, es sei besser reiche Unterthanen, als eine gefüllte Schatzkammer zu haben.

Vor seinem Tode übergab er Konstantin die Herrschaft, empfahl ihn dem Heere, und Jenem seine minderjährigen Geschwister. Es war Sitte, daß ein vom Heere ausgerufener Kaiser sein mit Lorbeer bekränztes Bild zur Ausstellung nach Rom sandte.

Nachdem er seinen Vater mit großer Pracht bestattet hatte, schickte er sein Bild an Galerius; darüber soll dieser so in Wuth gerathen sein, daß er unschlüssig war, ob er den Boten vor sich kommen, oder ihn sammt dem Bilde sollte verbrennen lassen. Erst auf den Rath seiner Freunde nahm er das Bild an, und schickte Konstantin den Purpur.

Konstantin hatte am Rhein die schwierigsten Grenzen des Reiches zu bewachen. Die Bewohner des alten Deutschlands, der Länderstrecke zwischen Rhein, Donau und Weichsel, waren in immerwährender Bewegung, in stetem Kampfe unter sich oder gegen die Römer. Was sie besonders zu Einfällen in das römische Gebiet lockte, war der milde Himmel der Länder, von denen sie umgeben waren, der Reichthum herrlicher Städte, der Segen angebauter Ebenen und fruchtbarer Hügel; sie kannten ihre Kraft und die Schwäche der Römer. Festungen und Wälle vermochten wenig, wo die Angreifenden von solchen Genüssen gelockt wurden, und jede schwache Seite aufzufinden wußten, die Angegriffenen aber so wenig Muth hatten, diese Mauern zu vertheidigen.

Während Konstantin in Britannien weilte, waren die Franken über den Mittelrhein gegangen, und brachen verwüstend in Frankreich ein. Konstantin eilte herbei, und nahm ihre beiden Könige gefangen, wodurch sie am weitern Vorrücken verhindert waren. Die Gefangenen wurden, nach der grausamen Sitte jener Zeit, im Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen. Zugleich wurde eine Brücke über den Rhein geschlagen, um die Feinde

im eignen Lande zu bedrohen. Von den Franken weg fiel er in das Land der Brukterer, die an der Lippe wohnten, und züchtigte sie für ihre Einfälle in Gallien.

Während so Konstantin die Grenzen des Reiches zu schützen suchte, waren in diesem selbst große Veränderungen im Anzug. Die Last der Steuern, die in den Provinzen des Galerius das Volk drückten, war eine ungeheure; wir werden die Härte, mit der sie eingetrieben wurden, später schildern. Wenn nun auch Italien und Afrika unter Severus standen, so glaubte doch Galerius, als Kaiser, die Ausübung der höchsten Rechte sich vorbehalten zu haben. Sofort befahl er in Italien, Rom nicht ausgenommen, auf seine Weise rücksichtlos die auferlegten Steuern einzutreiben. War die Erbitterung der Bürger Rom's, die seit den mazedonischen Kriege von persönlichen Steuern frei waren, schon groß, seit Diokletian die Residenz von hier weg nach Nikomedien verlegte, so steigerte sich diese, als die verhaßten Zöllner erschienen, und wie Zöllner zu verfahren anfingen. Was aber den verhaltenen Groll zum Ausbruch brachte, war der Befehl des Galerius, einen großen Theil der kaiserlichen Leibwache in Rom aufzulösen. Maxentius, der im Jahre 305 mit Konstantin die Wahl zum Cäsar erwartete, hatte sich seitdem bitter gekränkt nach Italien zurückgezogen, und ergab sich allen Lüsten. Gerade deßwegen glaubte Galerius nichts von ihm fürchten zu dürfen. Als aber seine harten Befehle das römische Volk aufregten, wußte er besonders die er-

bitterte Leibgarde zu gewinnen und diese rief ihn zum Cäsar aus.

Maxentius, welcher der Gefahr, die sich über ihn zusammenzog, sich nicht gewachsen glaubte, rief seinen Vater Maximianus, der zugleich mit Diokletian aber ungern der Regierung entsagt hatte, zum Kaiser aus. Sie suchten nun auch Diokletian zu bereden, den Thron wieder zu besteigen; aber er schlug es aus, und ließ ihnen sagen: „Wenn ihr nur den Kohl sähet, den ich mit eignen Händen pflanze, ihr würdet mich gewiß dazu nicht überreden wollen.“

Schnell erschien Severus mit einem Heere vor Rom; allein er fand die Stadt verschlossen, ja ein Theil seiner Soldaten, die unter Maximian schon gedient, verließen ihn und er floh nach Ravenna, wo er sicher zu sein hoffte, bis Galerius ihm zu Hilfe käme. Es war zu spät, er wurde in Ravenna belagert, ergab sich, da ihm Muth und Besonnenheit fehlte, an seine Feinde und tödtete sich selbst. Jetzt zog Maximianus, weil er von Galerius für sich und seinen Sohn Maxentius fürchtete, über die Alpen zu Konstantin und gab ihm, da die erste Gemahlin gestorben, seine Tochter Fausta zur Ehe. Alle übrigen Anerbietungen aber, besonders ein Bündniß gegen Galerius, wies Konstantin zurück. Galerius war unterdessen in Italien eingefallen, und erfuhr beinahe dasselbe Schicksal wie Severus. Die Boten, die er an Maxentius sandte, seiner Würde zu entsagen, kehrten verhöhnt zurück, die Thore Roms, das er zum ersten=

mal sah, fand er verschlossen, und seinem Heere drohte allgemeine Auflösung, nachdem einige Legionen zu Maxentius übergegangen waren. Nun war das letzte Mittel schleuniger Wegzug aus Italien, auf welchem er Alles schrecklich verheerte, und nur eine Wüste hinter sich zurückließ. Während diesen Vorfällen, unter denen die Bürger mehr litten, als wenn Feinde eingefallen wären, dauerten die schaudervollen Christenverfolgungen im Morgenlande fort, besonders war es Daja, der nie zu vergessen schien, daß er einst Viehhirt gewesen, — und auf eine Weise gegen christliche Frauen und Jungfrauen wüthete, und zu wüthen befahl, die zu sagen, die Schamhaftigkeit verbietet.

Maximian begab sich von Konstantin weg wiederum nach Rom; bei ihm schien mit der Zahl der Jahre Ehrgeiz und Herrschsucht gewachsen zu sein. Es schmerzte den ränkesüchtigen Alten nicht wenig, neben seinem Sohne als der Zweite sitzen zu müssen, und oft an seinen beschränkten Einfluß erinnert zu werden. Zudem entging ihm nicht, daß in diesen wie in ähnlichen Verhältnissen die Blicke der Menschen dem steigenden Gestirne sich zuwendeten, da das hinabsinkende wenig mehr hoffen ließ. Sofort faßte er den kühnen Entschluß, den Sohn, dem er das Diadem zu verdanken hatte, vom Throne zu verdrängen, und die Zügel der Regierung wieder allein zu übernehmen, — so sehr vermag Herrschsucht alle edeln Gefühle zu ersticken. Er berief das Volk und die Prätorianer zu einer Versammlung, in der, wie gewöhnlich, der Sohn mit den Zeichen

seiner Würde neben ihm saß. Hier begann er von den Uebeln zu reden, unter denen Volk und Reich seufzen, wendete sich plötzlich gegen Maxentius, ihn als den Urheber anklagend, und riß ihm den Purpurmantel von den Schultern, als dessen nicht würdig. Maxentius verließ schnell den erhöhten Sitz, und sprang unter die Soldaten. Diese, bei denen er wegen seiner Zügellosigkeit beliebt war, und welche die Strenge des alten Kaisers fürchteten, umringten ihn, und brachen in laute Drohungen gegen Maximian aus, der in aller Eile die Versammlung und die Stadt verließ. Er flüchtete abermal zu Konstantin, konnte ihn aber nicht bereden gegen Maxentius zu ziehen, und begab sich in kurzer Frist zu Galerius. Dieser verweilte damals in Karnuntum an der Donau, wo er seinen Waffenbruder Lizinius, in Sitten und Charakter ihm ähnlich, zum Cäsar ernannte, zu welcher Feierlichkeit auch Diokletian eingeladen war. Maximian, obwohl weder eingeladen, noch gerne gesehen, erschien plötzlich zu Karnuntum, mit der Bitte um Hilfe gegen seinen Sohn. Er wurde bitter enttäuscht; von seinen Ansprüchen vermochte er Nichts durchzusetzen, mußte zum zweitenmal die kaiserlichen Ehrenzeichen niederlegen, und ging ärmer als er gekommen; er hätte weiser gehen können, aber er hatte nichts vergessen und nichts gelernt trotz vieler Lebensjahre und ihrer bittern Erfahrungen. Ja all dieses hatte so wenig Einfluß auf ihn, daß er jetzt in seiner äußersten Bedrängniß mit der schändlichen Absicht zu Konstantin sich begab, um diesem zu entreißen, was

er dem Sohne nicht entwenden konnte. Konstantin nahm ihn als seinen Schwiegervater und als Cäsar auf, erwies ihm die höchste Achtung, und befahl Allen, Gleiches zu thun. Er stand im Begriff, die unruhigen Franken zu züchtigen. Maximian überredete ihn in böser Absicht, nur mit einem Theile gegen die Feinde zu ziehen und die übrigen im Lager zu lassen. Konstantin hörte auf seine Rede, als die eines erfahrnen Kriegers. Kaum aber glaubte Maximian ihn mit der Heeresabtheilung weit genug entfernt im Lande der Feinde, so ließ er sich zum drittenmale zum Cäsar ausrufen, bemächtigte sich des im Lager befindlichen Schatzes, theilte reichliche Geschenke unter die Soldaten aus, um sich Anhang zu verschaffen, und warf sich, alles weitum verwüstend, in die Stadt Arles. Auf die Nachricht von solcher Treulosigkeit ließ Konstantin von dem Zug gegen die Franken ab, und rückte in größter Eile gegen Maximian. In wenig Tagen stand er mit seinem Heere vor Arles, und dann vor Massilia (Marseille), wohin Maximian sich flüchtete. Die Stadt hatte hohe Mauern und feste Thürme, aber der Eifer Konstantins und die Thätigkeit seiner Soldaten, die ihn liebten, trafen Anstalt, sie mit Gewalt zu erstürmen. Da öffnete die Besatzung die Thore, und damit ward Maximianus Konstantins Gefangener. Er mußte zum drittenmal das Purpurkleid ablegen, das Leben aber wurde ihm geschenkt und er durfte in Freiheit, — so weit ging die Milde Konstantins, — am Hofe leben. Er empfing aber sein Leben, um es abermals zu ver-

wirken. Rastlos trieb ihn die Herrschsucht ins Verderben. Um schneller zum Ziele zu gelangen, wendete er sich an seine Tochter Fausta, der Gemahlin Konstantins, mit Liebkosungen und Schmeicheleien, und bat sie das Schlafgemach ihres Gemahls nicht zu verschließen, und für dessen schwache Bewachung zu sorgen. Fausta entdeckte diesen verruchten Anschlag ihrem Gemahl. Konstantin erkannte, daß Verzeihung und Milde umsonst geübt werde, und daß alsbaldige Strafe den unverbesserlichen Frevler treffen müsse. Maximian sollte sich in seinen eigenen Stricken fangen. An Konstantins Stelle legte sich einer der Eunuchen; mitten in der Nacht schleicht Maximian herbei; flüstert der Wache zu, er müsse eiligst zu Konstantin wichtiger Dinge wegen; er tritt ins kaiserliche Gemach, durchbohrt den Eunuchen und eilt mit stolzen Rufe seiner That hervor. Da erscheint Konstantin von Bewaffneten umgeben auf der andern Seite, der Leichnam des Eunuchen wird herbeigebracht, — Maximianus Laufbahn war am Ende, er endigte sie durch den Strick. Von Maximian sagt ein Heide: er war wortbrüchig, eigensinnig, widerwärtig und menschenfeindlich und jede Herablassung ihm fremd, und geneigt zu jeder Härte und Grausamkeit.

Drittes Kapitel.

Konstantin bekennt sich zum Christenthum; Schlacht an der mylvischen Brücke.

Wenn Gott mit uns ist, wer vermag wider uns zu sein?

Die Schmerzen und Nöthen, welche die Natur und die Elemente über den Menschen bringen, sind weit geringer, als jene, womit er sich und Andere quält; und oft sind es nicht seine Feinde, die ihm Ach und Weh bereiten, — nein, seine eignen Hausgenossen, die, welche Hüter und Wächter zu sein sich rühmen, lassen ihn fühlen, daß Wölfe die Heerde hüten, und Diebe das Haus bewachen. So war es zu der Zeit, von der wir erzählen. Schon fing die Zahl der Empfangenden an, sagt ein christlicher Schriftsteller, größer zu werden, als jene der Gebenden, so daß durch das Uebermaaß der Abgaben das Vermögen der Anbauer aufgezehrt, die Felder verlassen und die angebauten Gründe zu Waldungen wurden. Um Jedermann in Schrecken zu halten, wurden die Provinzen stückweise getheilt, eine Menge Verwalter und Amtleute lagen drückend auf den einzelnen Landschaften und Städten; eine Menge Rechner, Obere und Gehülfen der Verwalter, nicht so fast zu bürgerlichen Verhandlungen thätig, als zu Verurtheilungen und Landesvermessungen und nicht etwa zu häufigen, sondern immerwährenden Beitreibungen zahlloser Dinge und Erpressungen, denen sie noch unleidliche Schmach hinzufügten. Der Verlust des

Besitzes wäre noch verschmerzt worden, man rang mit erneuter Anstrengung der Erde ihre goldnen Aehren ab; aber daß das Heiligste zur Schmach und Schande mit frecher Stirne gefordert wurde, das erfüllte die Herzen von Tausenden mit Verzweiflung. So vor dem Feinde nicht sicher, noch schrecklichern Freunden Preis gegeben, bei den Göttern keinen Trost, — dieß äußere und innere Elend bahnte dem Kreuze den Weg.

In Italien, in Rom wüthete Maxentius, der verruchte Sohn eines grausamen Vaters. Er ergab sich allen Lastern, vorzüglich der Unzucht, und verletzte gewaltsam die heiligen Rechte der Ehe. Sofronia, die Gemahlin des Präfekten zu Rom, eine Christin, stieß sich den Stahl in die Brust, um sich seiner Lust zu entziehen. Er war wild, erzählt uns das Alterthum, unmenschlich und noch schändlicher durch seine Lüste; dazu zaghaft, unkriegerisch und der Trägheit auf so schändliche Weise ergeben, daß er es für eine Reise achtete, wenn er dann und wann aus seinem Palaste in die Gärten sich begab, welche in einer andern Gegend der Stadt lagen. Unter den Streichen dieses Wütherichs seufzte Stadt und Land. Um sicher zu sein, ließ er seinen Soldaten Ausschweifungen jeder Art hingehen. Zwei erfahrene Anführer seines Heeres hatten schnell und blutig einen Aufruhr in Afrika gestillt. Dieß machte Maxentius noch übermüthiger, wie es bei solchen Charakteren zu geschehen pflegt, die eben so schnell bis zur tiefsten Muthlosigkeit herabsinken. Er ließ in Rom die Bildnisse Konstantins zerschlagen, und gab

dadurch Veranlassung zum Kriege, indem er vorgab, den Tod seines Vaters rächen zu wollen. Konstantin eilte, nun die Welt von einem Wütherich zu befreien, unter dessen Ausschweifungen das gesammt ihm unterworfene Land seit 6 Jahren sich aufzehrte. Nachdem er eine ansehnliche Streitmasse zur Bedeckung des Rheines zurückgelassen, brach er mit 90,000 Fußgängern und 8000 Reitern über die kottischen Alpen in Italien ein: in seinem Heere dienten Gallier und Britten und andere Völker. Einer der Alten schildert uns die Gefahren eines Uebergangs über die Alpen zu seiner Zeit also: „In diesen kottischen Alpen, die bei der Stadt Susa ihren Anfang nehmen, erhebt sich ein steiler Berg, über den man nicht ohne Lebensgefahr kommen kann. Wenn man von Gallien kommt, findet man ihn zwar als etwas flachen Abhang, allein die von der andern Seite den Einsturz drohenden Felsenmassen gewähren einen grausenerregenden Anblick, besonders zur Frühlingszeit. Wenn nämlich der Frost etwas nachläßt, und der Schnee bei dem wärmeren Hauche des Windes zu schmelzen beginnt, hat man in den engen, von beiden Seiten abgerissenen Schluchten, und über die durch Eismassen bedeckten Lachen keinen festen Tritt, und Menschen, Thiere und Fahrzeuge stürzen ausgleitend in Abgründe. Das einzige Mittel, welches man zur Vermeidung des Unglücks erfunden hat, besteht darin, daß man gewöhnlich starke Seile an die Wagen befestigt, und sie so, indem man Männer und Ochsen dahinter stellt, die sie mit angestrengtem Zug festhalten, zwar langsamen

Schrittes, doch etwas sicherer, mit vieler Mühe hinabrollen läßt. Dieß geschieht, wie gesagt, zur Frühlingszeit. Im Winter aber, wenn der Boden mit einer Eisrinde überzogen, glatt und darum schlüpfrig ist, gleitet man leicht aus, und wird in jäher Bewegung fortgerissen, und die weiten, mit täuschendem Eis, als ginge der Weg eben fort, bedeckten Thalschluchten verschlingen manchen Wanderer. Deßhalb schlagen die der Gegend Kundigen an die minder gefahrvollen Plätze in gewissen Entfernungen hervorragende hölzerne Stäbe ein, deren Reihe den Reisenden ziemlich sicher leitet; sind sie aber mit Schnee bedeckt, oder von herabströmenden Bergwassern fortgerissen worden, dann kann man nur mit Mühe fortkommen, wenn man einen Landmann als Führer vor sich hergehen läßt."

Ehe man nur von seinem Aufbruche in Gallien wußte, stand Konstantin vor Segusium (Susa); und legte noch an demselben Tage, da die Besatzung der starken Feste die Uebergabe verweigerte, Sturmleitern an die Mauern und Feuer vor die Thore. Da ergab sich die Stadt, was den Flammen entging, wurde geschont, und Plünderung untersagt. Nun rückte er vor Taurinum (Turin); wo ein feindliches Heer lag, und zur Schlacht ausgerückt war, dessen Kern gepanzerte Reiter waren. Diese hießen Katafrakten; nicht nur die Reiter, auch ihre Pferde waren bepanzert, und der Panzer paßte dem Körper des Reiters und des Pferdes genau an. Er bestand aus kleinen, in ein längliches Viereck geschnittenen Eisenschuppen, welche auf Leinwand be-

festigt, und so aufgerichtet waren, daß immer eine Reihe unter der andern hervorragte. Mit furchtbarem Ungestüm stürmten diese Reiter heran; Konstantin ließ schnell die Reihe der Schlachtlinie öffnen, und da sie wegen ihrer schweren Rüstung zum Umlenken zu schwerfällig waren, sie umzingeln und erschlagen. Das Fußvolk floh gegen Turin, fand die Thore verschlossen und wurde aufgerieben. Alle Städte zwischen den Alpen und der Adda, unter ihnen das bedeutende Mailand, öffneten dem Sieger die Thore, und empfingen ihn mit Jubel. Der Weg nach Rom stand offen, aber Konstantin wollte keine feindliche Macht im Rücken lassen, und wandte sich deßwegen nach Brixia (Breszia) und Verona. Die Einnahme dieser Stadt hatte Schwierigkeiten. An der Etsch erbaut, war sie nur von Einer Seite zugänglich, zugleich aber vertheidigt von Pompejanus, dem Obersten der Leibwache des Maxentius, dessen Tapferkeit berühmt war. Während Konstantin vor Verona lag, entfernte sich Pompejanus in aller Stille aus der Stadt, sammelte schnell ein beträchtliches Heer, und begann in der Dunkelheit den Angriff auf die Belagerer. Die ganze Nacht wurde gekämpft; der Kampf war heiß und Konstantin siegte nur dadurch, daß er alle Gefahr theilte. Pompejanus blieb auf der Wahlstätte und mit ihm Viele. Verona ergab sich, Konstantin schenkte den Soldaten das Leben, ließ aber aus ihren Schwertern Ketten für sie schmieden. Jetzt unterwarf sich Aquileja und Mutina (Modena); Italien diesseits des Po gehörte dem Sieger.

Maxentius hatte bis jetzt nichts gethan, die Fortschritte Konstantins zu hemmen; er lebte in Rom ein üppiges, träges Leben, suchte den Willen der Götter in den Eingeweiden von Thieren, ja sogar von Menschen, die er grausam tödten ließ, zu erforschen, und theilte die Nachricht über die erlittenen Unfälle nicht mit. Und hier im Kriege gegen Maxentius und auf dem Zuge nach Rom geschah es, daß Konstantin seinen Glauben an Christus laut werden ließ. Die Gründe, warum er dieses gethan, werden von Vielen verschieden angegeben, ja es hat solche gegeben, und gibt deren noch, nach deren Meinung er es in unlauterer Absicht gethan habe. Suchen wir die Wahrheit.

Konstantin befand sich noch zu Nikomedien, als die Christenverfolgung ausging, und in der Hauptstadt ihren Anfang nahm; er sah, mit welchem Heldenmuthe Christen aus der Umgebung des Kaisers für ihren Glauben das Leben hingaben, er konnte wissen, mit welchen Kunstgriffen Diokletian zu seinen grausamen Befehlen hingeleitet worden, und mußte in seinem jugendlich theilnehmenden Muthe für die, von allen Seiten gehetzten, Opfer eingenommen werden. Auch er sah sich von Galerius, dem Urheber jener blutigen Verfolgungen, zuerst schnöde zurückgesetzt, dann auf listige und heimtückische Weise, wiederholter Bitten seines Vaters ungeachtet, zurückgehalten. Er konnte in seinem Innern Galerius nicht sehr gewogen, wohl aber zu denen sich hingezogen fühlen, die mit ihm der Gegenstand seines offenen und geheimen Hasses waren. Als er aber

an dem Hofe seines Vaters erschien, sah er die große Anhänglichkeit der Völker an ihn, die Dankbarkeit der Christen, welche Konstantius Chlorus als treue Diener am Hoflager hatte. Die Erfahrungen dort in Nikomedien und hier in Gallien nöthigten ihn, den Christen Wohlwollen zu erweisen. Dieß Wohlwollen drückte er aus, als er Galerius seine Erhebung zur Cäsarswürde anzeigte, indem er den Christen freie Ausübung des Gottesdienstes zugestand; und nicht lange nachher war Laktantius an seinem Hofe, um seinen Sohn Krispus zu unterrichten. Wenn er auch während dieser Zeit den Gebräuchen des Heidenthums huldigte, so war es entschlossener Muth genug, in der damaligen Zeit, und unter solchen Verhältnissen Schutz den Christen zu gewähren, die von allen Seiten zum Tode gebracht wurden. Hätte Konstantin nur politisch handeln wollen, so wäre es rathsam gewesen, Heide zu bleiben; sie waren weitaus noch der größere Theil der Bewohner des Reiches, es wäre unklug gewesen, sich zu der kleinern Zahl der Christen zu bekennen. Aber Konstantin sah, wo die größere Kraft war, er erkannte den Fingerzeig des Herrn in dem Leben und dem Sterben seiner Bekenner. Dieß Alles war vorausgegangen, ehe eine äußere Erscheinung ihn auf Christus sein Vertrauen zu setzen bestimmte, was sich also zutrug.

Auf dem Zuge gegen Rom dachte er in Sorgen über die Größe seines Unternehmens nach. Maxentius gebot über eine große Kriegsmacht, in Rom hatte er ungeheure Vorräthe aufgehäuft; Konstan-

tin erkannte wohl, daß er mit dem Heere allein ohne höhere Hilfe den Sieg nicht erwarten könne. Er war ungewiß, welchem der Götter er sich anvertraue, und während er mit solchen Gedanken sich beschäftigte, hatte er eine wundersame Erscheinung am Himmel. Mittags, als bereits der Tag sich neigte, sah er mit seinen Augen das Zeichen des Kreuzes aus Licht gebildet oberhalb der Sonne schwebend mit den Worten: „mit diesem überwinde!“ Bei diesem Anblicke bemächtigte Staunen sich seiner, und des ganzen Heeres, das Zeuge dieses Wunders war. Konstantin erzählte später dieß Alles dem Geschichtschreiber Eusebius, und betheuerte, wie dieser erzählt, die Wahrheit mit Eidschwüren. Während er noch über diese wunderbare Erscheinung nachsann, war die Nacht eingebrochen, und im Schlafe erschien ihm Christus, der ihm bedeutet, sich des Kreuzes als Beistand in der Schlacht zu bedienen. Mit Tagesanbruch gab Konstantin seinen Freunden Nachricht von dem geheimen Vorfall, fragte die Bischöfe um Rath, und befahl dann, ein Abbild des gesehenen Bildes zu fertigen. Es war ein langer vergoldeter Lanzenschaft, durch dessen obern Theil eine Querstange ging, und so die Gestalt des Kreuzes bildete. Von der Querstange hing eine mit Gold und Edelsteinen geschmückte purpurne Fahne herab. Unten an der Fahne sah man von Gold das Bild des Kaisers, und seiner Söhne; oben an der Spitze aber schloß ein goldner Kranz die zwei Anfangsbuchstaben des Namens Christus ein, wie sie die Griechen schreiben. Diese Fahne führte Konstan-

tin mit in allen seinen Feldzügen, sie war fünfzig aus der Leibwache Auserwählten anvertraut.

Da Konstantin Rom immer näher rückte, wurde Maxentius endlich aus seiner trägen Ruhe aufgeschreckt, und befragte die Zeichendeuter um den Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Sie gaben ihm die zweideutige Antwort: „Wer zum Verderben der Römer handle, werde eines kläglichen Todes sterben.“ Der mit dem Edelsten Frevelmuth getrieben, deutete diesen Spruch zu seinen Gunsten, stellte sich an die Spitze seines großen Heeres, und führte es zur Schlacht. Jenseits der Tiber, ungefähr drei Stunden von Rom stellte er es in Schlachtordnung, so daß es hart im Rücken den Strom hatte. Konstantin war erfreut, endlich den Feind zu treffen. Die Schlacht begann gerade an dem Tage, an welchem Maxentius sechstes Regierungsjahr ablief. Zuerst wichen die Römer, und die italischen Bundesgenossen, die auf den Flügeln standen, und wenig Lust fühlten, für einen Tyrannen zu fechten. Am muthvollsten widerstand die Leibwache, die wohl ahnete, was ihr bevorstand. Endlich wurde die Flucht allgemein, und Alles stürzte nach der mylvischen Brücke und der daneben geschlagenen Schiffbrücke. Was dem Schwerte entrann, fand meistens den Tod in den Fluthen, da die Verwirrung zu groß war, als daß sich die Fliehenden über die beiden Brücken hätten retten können. In diesem Getümmel ward auch Maxentius schwer gerüstet mit dem Roß in den Fluß hinabgedrängt und ertrank. Dies geschah den 27. Okt. 312. —

Den Tag darauf hielt Konstantin seinen feierlichen Einzug in die Stadt, das Haupt des hervorgezogenen Maxentius wurde auf einen Speer gesteckt, und vorangetragen, — bei solchem Anblick wollte der Jubel und das Freudengeschrei kein Ende nehmen. „Denn jedem Zuschauer," sagt ein Heide, „schwebten gleichsam die gebändigten Schaaren der Laster vor Augen, welche die Stadt mit kränkendem Druck in ihrer Gewalt gehabt hatten, der gebändigte Frevel, die überwundene Treulosigkeit, die nun zagende Vermessenheit, der gefesselte Uebermuth, die mit eitelm Grimm nun knirschende, blutige Grausamkeit, — Wollust und Gier sah man in eisernen Fesseln." Rom war voll von einer Menge Spione, die wähnten, nach dem Tode des Maxentius ihr schändliches Gewerb fortsetzen zu können; Konstantin setzte Todesstrafe auf eine falsche Anklage. In die Provinzen ergingen Befehle, nach welchen alle, die der Tyrann ihrer Güter beraubt, wieder eingesetzt, die Eingekerkerten losgelassen, die Verbannten zurückberufen werden sollten. Bestraft wurden nur die vertrautesten Anhänger des Maxentius. Da er des Elends in Rom so viel fand, ließ er unter die Armen das Nothwendige austheilen. Strenge übte er aber gegen die kaiserliche Leibwache, die mit dem Raube und dem Blute Unschuldiger befleckt war. Sie wurde aufgelößt, ihr befestigtes Lager niedergerissen, und zerstört; sie mußten die Waffen und das Kriegsgewand ablegen. Die übrigen Truppen, die gegen ihn gekämpft hatten, schickte er an den Rhein und die Donau gegen die Feinde des Reiches.

In Rom aber ließ er seine Bildsäule errichten mit dem Kreuze in der Hand und folgender Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen, das wahre Zeichen des Muthes, habe ich eure Stadt vom tyrannischen Joche befreit, und dem Senat und römischen Volke die alte Würde und den vorigen Glanz wieder gegeben.“

Viertes Kapitel.

Die Donatisten.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesfackel schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heilige rührt,
Den Anker lös't, an dem die Staaten hängen
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Von jenen schrecklichen Menschen, die schon über diese Erde hingeeilt sind, und welche nur zu leben schienen, um Andere siebenfachen Todes sterben zu machen, hat so Mancher seine böse Seele nicht eher ausgehaucht, bis auch ihn, zum Troste einer leidenden Menschheit, die Hand der ewigen Gerechtigkeit streng gezüchtigt hat. Und diese sollte Galerius fühlen. Er schien nur den Thron bestiegen zu haben, um den Unterthanen Eigenthum und Besitz jeder Art auf schamlose Weise zu entziehen, und zu

verprassen, und nur deßwegen „der Vater des Vaterlandes“ zu sein, um zum alten menschlichen Elend auch noch neue Schmerzen hinzuzufügen. Von Heiden wie von Christen verdankten ihm Viele, — die einen Armuth, und großes Elend, die andern Verfolgung, und blutiges Marterthum. Es war schon bestimmt, nach zwei Jahren mit großem Prunke seine zwanzigjährige Regierungsfeier zu begehen, als eine höhere Macht dazwischen trat, und ihn schlug, wie sie so Viele vor ihm und nach ihm seiner Art geschlagen hat. In Folge seines ausschweifenden, unzüchtigen Lebens befiel ihn im Jahre 310 eine schändliche Krankheit. Der Oberleib schwand dorrend dahin, indessen der übrige Körper durch Geschwulst eine entsetzliche Gestalt bildete; die damit verbundenen Folgen erfüllten Jedermann mit Abscheu und — Mitleid. Das befragte Orakel des Apollo gab ihm Heilmittel, die seine Schmerzen steigerten. Einige Aerzte, die sich ihm nicht zu nahen wagten, oder auf deren Rath das Uebel sich nicht milderte, ließ er tödten. In diesem Zustande konnte er bedenken, daß er, trotz aller strengen Maßregeln, gegen das Christenthum wenig ausgerichtet, und, — ob nicht der Gott der Christen ihn dieser Thaten wegen gestraft habe. So erschien im Jahre 311 das merkwürdige Edikt, wodurch die letzte blutige Verfolgung im Morgenlande beendigt war. Es lautet also: „Wie wir immer zum Vortheil und zum „Nutzen des gemeinen Wesens Befehle gaben, so „wollten wir auch nach alter Sitte und Gewohn„heit, und nach der römischen Staatsverfassung Alles

„wieder herstellen. Und besonders war unsere Ab„sicht dahin gerichtet, die Christen, welche die Reli„gion der Väter verlassen hatten, zu besserer Ein„sicht zu bringen. Denn nachdem sie die Religion „der Vorfahren verlassen hatten, machten sie sich „nach Willkür eigene Gesetze, und stifteten verschie„dene Gemeinschaften. Als wir daher einen Befehl „ausgehen ließen, daß sie sich dem Altherkömmlichen „fügen sollten, sind viele gefährdet, und viele ins „Verderben gestürzt worden. Da nun aber dennoch „die meisten Christen in ihrer Denkart verharren, „und da wir wahrnehmen, daß sie nicht ihren Gott „verehren können und doch auch zugleich die unsterb„lichen Götter, so wollen wir auch auf sie unsere „gewohnte Gnade ausdehnen, so daß alle Christen „die Gebäude, in denen sie ihre Versammlungen zu „halten pflegten, wieder herstellen können unter der „Bedingung, wenn sie gegen die Ordnung des rö„mischen Staates nichts vornähmen. Sie müssen „also nun nach dieser ihnen von uns verliehenen „Gnade zu ihrem Gott beten, für unser Wohl, das „Wohl des Staates, und ihr eigenes, daß der Staat „in jeder Hinsicht wohl erhalten bleibe, und sie ruhig „in ihren Wohnsitzen bleiben können." — Wenige Tage nach dieser Verordnung starb Galerius, und empfahl dem Lizinius seine Gemahlin Valeria und seinen Sohn. Dieser Lizinius war bei der Zusammenkunft der Kaiser in Karnuntum zum Cäsar erwählt worden. Er hatte sich im Feldzuge gegen die Perser ausgezeichnet, war aus gemeinem Stande, der Wissenschaften unkundig und ihnen

sogar feind, ja er nannte sie das Gift und die Pest des Gemeinwohles; ebenso haßte er die Höflinge, die nach seiner Meinung die Motten und Mäuse des Palastes waren! Im Uebrigen urtheilten Heiden und Christen streng über ihn, seiner Leidenschaften wegen. Im Jahre 313 kam er nach Mailand, wo er mit Konstantin zusammentraf, der ihm seine Schwester Konstantia zur Gemahlin gab. Ein Jahr zuvor hatten die beiden Kaiser ein Edikt erlassen, nach welchem sie allgemeine und unbedingte Gewissensfreiheit aussprachen. Wär darüber die Freude der Christen groß, so wurde sie noch vermehrt, durch den Befehl, der in Mailand erschien, daß Jedermann diejenige Religion annehmen dürfe, welche er für die rechte halte, und, daß besonders Jedem ohne Ausnahme gestattet sei, Christ zu werden. Die den Christen entrissenen Versammlungsplätze und Grundstücke mußten zurückgegeben, und wer damit in Schaden kam, aus der Staatskasse entschädigt werden. Damit war nach so vielen und herben Prüfungen das „Kreuz vor aller Welt" aufgerichtet.

Indeß regierte im Morgenlande noch Maximian Daja, der nur nothgedrungen zu dem Erlasse zu Gunsten der Christen seine Zustimmung gab; übrigens noch unerwünschter war ihm die Vereinigung Konstantins mit Lizinius. Schlau hatte er die Gelegenheit erspäht, wo sie sich trennten, und suchte nun Lizinius in Eilmärschen zu überfallen, und dessen Macht zu zernichten. Bei Adrianopel wurde die Schlacht geschlagen, — Maximin sah den Untergang seines Heeres, da warf er seinen

Purpur weg, und floh in Sklavenkleidern, um sich nach Egypten zu retten, und neue Macht zu erwerben. Aber der Verfolger war ihm stets auf der Ferse. Endlich gelangte er nach Tarsus, und nahm, an seiner Rettung verzweifelnd, — Gift. Weil er aber kurz vorher übermäßig sich mit Speisen und Getränken angefüllt hatte, so tödtete das Gift ihn nicht, bewirkte dagegen eine schreckliche Krankheit, an der er qualvoll starb.

Konstantin hatte sich von Mailand weg nach Gallien begeben, wo die Franken den Frieden gebrochen hatten, und zu einem Einfall sich rüsteten. Er überfiel und strafte sie schwer. Was ihn aber nicht weniger und noch länger beschäftigt, ja was sogar die Dauer seines Hauses überlebte, das waren die sogenannten donatistischen Streitigkeiten. Diese entstanden, wie nachfolgend erzählt wird.

Ein Mittel, wodurch man dem Christenthum zu schaden, wenn nicht gar selbiges auszutilgen meinte, war, daß die heiligen Schriften zum Verbrennen aufgesucht wurden. Es gab nun Solche unter den Christen, die in ihrem schwärmerischen Eifer, unaufgefordert und ungefragt, öffentlich erklärten, sie hätten Bibeln, sie würden sie aber dennoch nicht ausliefern. Und so mochten bei der schon sehr großen Zahl der Christen Manche unter die Bekenner gekommen sein, — so nannte man diejenigen, welche ihres christlichen Bekenntnisses wegen, eingekerkert, oder verfolgt wurden, — ohne daß sie von den edelsten Beweggründen geleitet waren, und nicht selten drängten sich dann Christen schaarenweise in die Ker-

ker, ohne alle Besonnenheit und Vorsicht, um jenen ihre Verehrung auszudrücken, und erregten so bei den Heiden Besorgnisse und Unruhen. Gegen solchen unklaren Eifer, der ohne allen Werth, für die Kirche nur neue Gefahr bringen mußte, so wie gegen andere Schwärmereien erhob Mensurius, Bischof von Karthago, seine Stimme, und mit ihm Cäzilianus, Diakon an derselben Kirche. Mensurius starb im Jahr 311 auf der Heimreise von Rom, wohin er vor Cäsar Maxentius beschieden war. An seine Stelle wurde in Karthago der Diakon Cäzilianus gewählt, und von dem benachbarten Bischofe Felix von Aptunga geweiht. Dagegen traten die meisten numidischen Bischöfe auf, und in Karthago selbst eine schwärmerische Gegenpartei, deren Treiben einst Mensurius und Cäzilianus mißbilligt hatten. An der Spitze der letztern stand die reiche Matrone Luzilla. Diese legte auf gewisse Reste menschlicher Gebeine, welche sie für Reliquien ausgab, besondern Werth, und zeigte ihren Aberglauben auch in der Kirche, ehe sie zur heiligen Kommunion ging. Cäzilianus verwies ihr dieses und drohte mit Kirchenstrafen. Daher ihre Feindschaft gegen Cäzilianus. Sofort wählten Jene den Majorinus zum Bischofe; er war Lektor an der Kirche zu Karthago. Die Lektoren hatten in der ersten Zeit der Kirche bei gottesdienstlichen Versammlungen aus dem alten und neuen Testamente, besonders aus den Propheten, den apostolischen Briefen, sogar aus dem Evangelium, und später die Geschichte der Martyrer und Legenden der Heiligen

vorzulesen und die heiligen Schriften aufzubewahren. Bei jener Wahl nun gaben sie vor: die Weihe des Cäzilianus von Felix, dem Bischofe von Aptunga, sei ungültig, weil dieser Letztere ein Traditor sei, d. h. die heiligen Schriften an die Heiden ausgeliefert habe, und Felix wie Cäzilianus können deßwegen nicht in der Kirche bleiben, wenn sie nicht durch Bußthränen sich mit ihr aussöhnten. Majorinus und mit ihm diejenigen, welche ihn gewählt hatten, wendeten sich an Konstantin, der nicht wenig erstaunte, mit dieser kirchlichen Angelegenheit beschäftigt zu werden. Konstantin schrieb nun an Miltiades, Bischof zu Rom, er möge mit drei Bischöfen die Sache des Cäzilianus zu Rom untersuchen. Er schreibt: „Konstantinus Augustus an Miltiades den Bischof der Stadt „Rom und an Markus. Da wir verschiedene Denk„schriften von Annulinus, dem Prokonsul in „Afrika, überschickt wurden, aus welchen hervorgeht, „daß Cäzilianus, der Bischof von Karthago, von „einigen seiner Amtsgenossen in Afrika vieler Dinge „beschuldigt werde, und es mir sehr unangenehm „ist, daß in den Ländern, welche die göttliche Vor„sehung durch deren freiwillige Uebergabe mir an„vertraut hat, das in zwei Theile gleichsam getrennte „Volk sich größtentheils auf die schlimme Seite neige, „und daß selbst die Bischöfe in Uneinigkeit seien, so „hat mir gut geschienen, daß Cäzilianus mit „zehn der Bischöfe, welche ihn zu beschuldigen schei„nen, und mit zehn andern, von welchen er glaubt, „daß sie seiner Sache günstig seien, nach Rom gehe,

„auf daß er dort vor euch, zugleich aber auch vor „Retizius, Maternus und Marinus, euren „Amtsgenossen, welche ich dieses Geschäftes wegen „nach Rom zu eilen geheißen habe, auf die Weise „sich verantwortete, welche ihr dem göttlichen Ge„setze gemäß finden werdet. Damit ihr aber die „vollständigste Kenntniß dieser Angelegenheit haben „möget, so habe ich Abschriften der von Annulinus „an euch gesendeten Denkschriften an eure oben„genannten Amtsgenossen geschickt. So werdet ihr „denn nach eurer ernsten Würde wohl ermessen, „auf welche Weise die erwähnte Streitsache am sorg„fältigsten zu untersuchen und nach Gerechtigkeit zu „entscheiden sei, da euch nicht entgeht, welche Ehr„erbietung ich für die wahre katholische Kirche hege, „und wie ich verlange, daß ihr durchaus keine Spal„tungen noch Mißhelligkeiten irgendwo möget be„stehen lassen. Die Gottheit des mächtigen Gottes „wolle euch, Geliebte! viele Jahre behüten."

Zu diesem Conzil zu Rom wurden noch fünfzehn andere Bischöfe aus Italien gerufen. Auf des Kaisers Befehl erschien Cäzilianus mit denen, welche ihn anklagten, zu Rom, um sich zu verantworten. Die Untersuchung wurde genau geführt, und ihr Ergebniß war, daß die Beschuldigungen gegen Cäzilianus unbegründet seien. Damit aber gaben sich Cäzilians Feinde nicht zufrieden, und wendeten sich abermals an Konstantin, indem sie ihre Klage gegen Felix von Aptunga wiederholten. Auf abermaligen Befehl des Kaisers im Jahre 314 wurde diese Sache in Karthago in strenger Form

untersucht und auch Felix für unschuldig erklärt. Da die verurtheilten Ankläger auch damit sich nicht zufrieden gaben, so wurde eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen nach Arles in Gallien zusammenberufen 314. Aber auch hier wurde dieselbe Entscheidung gegeben wie in Rom und Karthago, und die versammelten Väter berichten über die gefaßten Beschlüsse an den heiligen Vater zu Rom also: „Dem „geliebtesten Vater Silvester. Verbunden durch „das gemeinschaftliche Band der Liebe und der Einheit unserer Mutter, der katholischen Kirche, und „auf den Willen des Kaisers hiehergekommen, be„grüßen wir dich, heiligster Vater, mit verdienter „Ehrfurcht von diesem Orte, wo wir von hartnäcki„gen, unserm Gesetze und unserer Ueberlieferung ge„fährlichen, zügellosen Menschen Vieles ausgestan„den haben, welche aber durch die sichtbare Macht „unseres Gottes, durch die Ueberlieferung und die „Richtschnur der Wahrheit so widerlegt wurden, daß „sie nichts mehr zu sagen wußten, ihre Anklage da„hinfiel, und ihnen auch kein Erweis mehr übrig „blieb. So sind sie denn durch das Urtheil Gottes „und unserer Mutter, der Kirche, welche die Ihrigen „kennt und ihnen Zeugniß gibt, theils verurtheilt, „theils abgewiesen worden. Daß es dir doch, ge„liebtester Bruder! gefallen hätte, diesem so großen „Schauspiele beizuwohnen! In der That glauben „wir, daß ein strengerer Beschluß gefaßt worden „wäre, und daß unsere Versammlung, wenn du mit „uns gerichtet hättest, freudiger würde gejauchzet „haben. Da du aber jenen Ort nicht verlassen konn-

„test, an welchem die Apostel ihren beständigen Sitz „haben, deren Blut ohne Unterlaß die Ehre Gottes „bezeugt, so hat doch uns geschienen, geliebtester „Bruder! daß wir nicht allein diese Sache, wegen „welcher wir berufen waren, verhandeln, sondern „auch noch berathschlagen wollten, da bei der gro„ßen Verschiedenheit der Provinzen, aus denen wir „zusammengekommen sind, so manche Gegenstände „in Anregung gebracht wurden, deren Bestimmung „uns nöthig schien." Sie bezeichnen nun die gefaßten Beschlüsse zwei und zwanzig an der Zahl, und sagen, daß es ihnen gut geschienen, wenn diese durch den heiligen Vater bekannt gemacht würden.

Der erste betrifft das Osterfest, welches jährlich überall an Einem Tage gefeiert werden soll, den der Bischof von Rom zu bestimmen habe. Ferner wird allen Kirchendienern befohlen, bei Strafe der Entsetzung, dort zu wohnen, wo sie die heiligen Weihen empfangen haben. Komme ein fremder Bischof in eine Stadt, so soll ihm ein Altar angewiesen werden, damit er das heilige Opfer darbringe. Kein Bischof soll sich erlauben, allein Jemanden zum Bischofe zu weihen, er soll sieben andere Bischöfe dazunehmen, oder wenn dieses nicht möglich wäre, wenigstens drei. Diejenigen Geistlichen, welche Wucher treiben, seien aus der Kirche auszuschließen, und wer von ihnen durch öffentliche Urkunden überführt wird, daß er die heiligen Schriften, oder Kirchengefäße ausgeliefert, oder die Namen seiner Brüder angegeben habe, der soll ausgestoßen werden. Wagenführer in der Rennbahn und Schauspieler seien, so lange sie

ihre Kunst treiben, aus der Kirche auszuschließen. Weil in Afrika der Gebrauch war, die von Irrgläubigen Getauften bei ihrer Aufnahme in die Kirche wieder zu taufen, so beschloß das Conzil, der Aufzunehmende sei nach dem Glaubensbekenntnisse zu fragen, und wenn er auf den Vater, den Sohn und heiligen Geist getauft sei, so sollen ihm nur die Hände aufgelegt werden, damit er den heiligen Geist empfange; getauft müsse er aber werden, wenn jenes nicht sei. Wer nach seinem Abfalle von der Kirche diese zur Erstehung der Buße nicht mehr besuche, später aber erkranke und die heiligen Sakramente verlange, diesem sollen sie nicht gereicht werden, bis er genesen würdige Früchte der Buße gebracht habe. Christliche Jungfrauen, welche Heiden ehlichten, sollen eine Zeitlang von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden.

Aber so wenig sich die Ankläger des Cäzilianus mit den Aussprüchen zu Rom und Karthago begnügten, eben so wenig waren sie mit denen der Väter zu Arles zufrieden, und beriefen sich von dem Urtheile des Conziliums auf das des Kaisers. Damit hatten sie gethan wie noch Alle, die sich in der Kirche gegen die Kirche erhoben, und den Beruf in sich zu haben glaubten, diese theilweise oder ganz umgestalten zu müssen. Zuerst verlangten sie Untersuchungen und als diese für sie ungünstig ausfielen, Conzilien und den Entscheid der Kirche, und verwarfen auch diese, nachdem nicht anerkannt wurde, was sie in ihrer Leidenschaft aufgestellt hatten. In ihrer Berufung an den Kaiser war aber noch nicht

die letzte Stufe ihres Ungehorsames erstiegen, — denn als auch Konstantin gegen sie entschied und Unterwerfung forderte, griffen sie zur offenen Gewalt gegen den Vollzug der Staatsgesetze. Die große Thätigkeit, mit der Konstantin die Beilegung dieser und anderer Streitigkeiten betrieb, war besonders begründet auf der unmaßgeblichen, innigen Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Gewalt jener Zeit, deren große Nachtheile aber auch nicht lange auf sich warten ließen, vorzüglich unter seinen Söhnen, die mit unerhörter Willkür durch kaiserliche Machtgebote unsägliche Verwirrung in die Kirche brachten, und wäre es in ihrer Gewalt gelegen, ihr mehr Schaden zugefügt hätten, als alle Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern.

Ueber die Berufung der Donatisten an seine Person ward Konstantin mit dem größten Unwillen erfüllt, und schrieb deßwegen an die Bischöfe zu Arles: „Sie begehren mein Urtheil, da ich selbst „das Urtheil Christi erwarte. Ich sage die Wahr„heit: Der Bischöfe Urtheil muß so angesehen wer„den, als ob der Herr, selbst gegenwärtig, das Ur„theil gesprochen. Und diese Menschen suchen welt„lichen Bescheid, und achten nicht den himmlischen. „Unerhörtes Beginnen der Wuth! Sie haben sich „auf ein Urtheil berufen, wie die Heiden in ihren „Angelegenheiten zu thun pflegen, welche manchmal „vom Ausspruch der niedern Gerichtshöfe auf höhere „sich berufen. Wie aber dürfen diese Verächter des „Gesetzes, welche das himmlische Urtheil verwerfen,

„und das meinige verlangen, also von Christus dem „Heilande denken!“

Um aber doch kein Mittel unversucht zu lassen, der Kirche in Afrika den Frieden zu geben, hörte er die Ankläger des Cäzilianus wiederholt zu Mailand im Jahre 316; auch diese Untersuchung konnte nur ergeben, was man zu Rom, zu Karthago und zu Arles schon gefunden, — daß Cäzilianus unschuldig, seine Ankläger aber Verleumder waren. Unterdessen war Majorinus, der Gegenbischof des Cäzilianus, gestorben, und an seine Stelle wählten seine Anhänger Donatus, der dieser Partei den Namen gab, und den sie den Großen nannte. Wie aber diese Unruhen anfangs davon ausgegangen waren, daß man dem Bischof Felix von Aptunga vorwarf, er habe die heiligen Schriften ausgeliefert, und deßwegen sei der von ihm geweihte Cäzilianus ungültig geweiht, — so lautete im Verlaufe der Zeit der Vorwurf der Donatisten strenger. Sie sagten: Cäzilianus sei der Sünde des Felix theilhaftig geworden, und diese auf alle seine Anhänger übergegangen; da aber die Kirche ohne Fehl und Makel sei, könne die wahre katholische Kirche nur bei ihnen, anderswo nicht gefunden werden.

Nachdem nun wiederholt genaue und gerichtliche Untersuchungen das Unrecht der Donatisten bewiesen hatten, befahl endlich Konstantin seinem Statthalter Ursazius, an ihnen des Gesetzes Strenge zu vollziehen, die Kirchen sollten ihnen entrissen, und ihre Versammlungsörter eingezogen werden. Aber

wie es bei solchen Schwärmereien immer zu ergehen pflegt, — die Vollziehung dieser Gesetze mußten eingestellt werden, denn die Wuth dieser Menschen hätte die ganze Provinz vernichtet. Die Nachsicht und Duldung, die Konstantin darauf eintreten ließ, wurde ihm für Schwäche ausgegeben. Und als sein Sohn Konstans, bei der sich steigernden Erbitterung, und ihren wiederholten Ausbrüchen gegen die Katholiken, zur äußersten Strenge schritt, als die Häupter der Abtrünnigen aus dem Lande verwiesen, und viele ihrer Kirchen eingezogen wurden, kannte ihre Wuth keine Grenzen mehr. Schaaren von Landleuten aus Numidien und Mauritanien, von Donatisten aufgereizt, erhoben sich, und bildeten sich ein, von Gott berufen zu sein, diese ihre Lehre mit Gewalt zu verbreiten, und alles Unrecht aufzuheben. Sie wurden, wie der heilige Augustin sagt, weil sie keine eigenen Häuser hatten, der Ehe entsagten und um Hütten und Häuser schwärmten, Circumzellionen genannt; sie selbst nannten sich Streiter Christi. Wohin sie immer bewaffnet kamen, zwangen sie die Gläubiger, den Schuldnern die Schulden nachzulassen, und die Knechte frei zu geben; begegneten sie einem Vornehmen, der unter Begleitung von Dienern auf einem Wagen saß, so zwangen sie den Herrn, neben dem Wagen herzugehen, die Knechte aber, die Stelle ihres Herrn einzunehmen. Gegen Katholiken waren sie am feindseligsten. Um die Provinz und die bestehende Ordnung der Dinge vor schwerer Heimsuchung zu schützen, wurde selbst von Donatisten gegen die Fanatiker die Hilfe des Kai-

sers angerufen. Taurinus, der damalige Statthalter, zog gegen sie, und tödtete viele, die von den Ihrigen dann als Martyrer verehrt wurden. Um die traurigen Folgen dieser anhaltenden Spaltung in der afrikanischen Kirche hinwegzunehmen, und Ruhe und Frieden für die Kirche wieder zu gewinnen, dafür bot später der heilige Augustinus die ganze Kraft seines Geistes auf, wodurch er auch Viele gewann. Spuren jedoch dieser Verwirrung fanden sich noch lange.

Fünftes Kapitel.

Konstantin's Triumphbogen in Rom.

Alle Gassen ertönen von Spiel, und Jubel, und Freude,
Jedem Tempel sind Chöre der Frauen, und Altäre geheiligt,
Vor den Altären bedecken geschlachtete Stiere den Boden
— es treten in langem Zuge besiegte
Völker einher, so an Sprach als Kleidung und Waffen verschieden.

Den erfochtenen Sieg festlich zu feiern, über gedemüthigte Feinde zu triumphiren, ihnen schwer ihre Niederlage fühlen zu lassen, das wußte und kannte nur der Römer. Darum war in Rom die Ehre des Triumphes so groß, wenn nicht größer, als in Griechenland bei den olympischen Spielen mit dem Lorbeer geschmückt zu werden. Und Triumph war dem Römer der feierliche Einzug des siegreichen Feldherrn mit seiner Armee durch die Stadt auf das Ka-

pitol. Zu solchen Ehren gelangten in frühern Zeiten nur diejenigen obrigkeitlichen Personen, welche in den ihnen angewiesenen Provinzen über freie Leute einen wichtigen, und dem Staate vortheilhaften Sieg erfochten, das römische Gebiet durch die Eroberung einer neuen, nicht aber verlornen, Provinz erweitert, und in einer einzelnen Schlacht wenigstens fünftausend Feinde erlegt hatten. Weil keinem Feldherrn gestattet war, an der Spitze seiner Armee in der Stadt zu erscheinen, so mußte Jeder, der um die Ehre des Triumphes bat, außerhalb derselben bleiben, bis der Senat, der sich dazu im Tempel der Bellona versammelte, diesen bewilligt hatte. War dieses geschehen, so beschenkte er die siegreichen Soldaten oft sehr reichlich, und der Senat ging ihm bis zum Siegesthor, durch welches er einzog, entgegen. Der Triumphzug begann vom Marsfelde, und bewegte sich über die vornehmsten Plätze auf das Kapitol. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt war eine Menge von Schaugerüsten erbaut, um von denselben den Zug bequem ansehen zu können. Alle Zuschauer waren in festlichen Kleidern, alle Tempel waren geöffnet und mit Kränzen geschmückt. Die Straßen waren mit Blumen bestreut, und die Altäre strömten Düfte köstlichen Weihrauchs aus. Der Zug begann mit Chören von Sängern und Musikern. Dann folgten die Opferstiere oft 100 und darüber mit vergoldeten Hörnern, Nacken und Rücken mit Kränzen und Bändern geziert. Jünglinge mit schön gestickten Binden, und Knaben mit goldenen und silbernen Opfergefäßen begleiteten sie.

Hinter diesen kam die dem Feinde abgenommene Beute: Statuen, Gefäße, Gemälde, Waffen, Gold und Silber; die von den verbündeten Staaten übersandten Geschenke, goldene Kronen. Dann folgten auf Tafeln die Namen der überwundenen Völker, Abbildungen von eroberten Städten, von gelieferten Schlachten, die gefangenen Könige und Fürsten oft in Ketten, mit ihren Familien und Freunden, darauf die Liktoren mit den, von Lorbeer umwundenen, Ruthenbündeln, die obrigkeitlichen Personen und der gesammte Senat. Nun kamen wieder Sänger, in deren Mitte sich eine Person in weiblicher Kleidung befand, welche durch Blicke und Geberden die Besiegten verspottete, und endlich auf einen langen Zug von Personen, welche Räucherwerk trugen, folgte der Sieger selbst. Er stand auf einem herrlichen Triumphwagen, der von weißen Pferden, oft auch von Elephanten gezogen wurde; bekleidet war er mit einem kostbaren, purpurnen Gewand, in der Hand Lorbeeren haltend, oder einen elfenbeinernen Szepter, auf dessen Spitze sich ein Adler befand, und umgeben von seinen Verwandten, die in festlich weißer Kleidung ihren Jubelruf erschallen ließen. Hinter dem Sieger stand ein Sklave, eine goldene, von Edelsteinen schimmernde, Krone haltend, der ihm beständig die Worte zurief: „Gedenke, daß Du ein Mensch bist!" Nun folgte das ganze Heer, mit Lorbeerreisern geschmückt, das Spottlieder auf den siegenden Feldherrn zu singen pflegte, und ihn dadurch an die Schattenseite seines Glückes mahnte. Wenn der Triumphwagen des Siegers vom Markte nach dem

Kapitol zu wenden begann, wurden die gefangenen Fürsten ins Gefängniß gebracht, und oft sogleich getödtet. Auf dem Kapitol angekommen, wurden Jupiter, dem Gott der Götter, die Opferstiere geschlachtet, welche immer weiß waren, die goldnen Kronen niedergelegt, und ein Theil der Beute, der andere in den Staatsschatz abgeliefert. Ein solcher Triumphzug währte oft mehrere Tage, auf die dann prächtige Spiele folgten, und die Speisung des Volkes an vielen tausend Tischen. Dem großen Jubel aber stand der noch größere Schmerz der besiegten Feinde gegenüber. Vor dem Triumphwagen des Aemilius Paulus, der den König von Mazedonien besiegte, und unermeßliche Beute gewann, gingen die gefangenen Kinder dieses Königs, die in ihrem zarten Alter die Größe ihres Unglücks noch nicht fühlten, aber von ihren weinenden Erziehern angehalten wurden, ihre Hände flehentlich dem Volke empor zu strecken; dann kam der König selbst verstört und in Verzweiflung über diese Schmach. Und Jugurtha, Fürst von Numidien, der auch den Triumphzug seines Siegers schmücken mußte, wurde darüber wahnsinnig.

Den ersten Triumph feierte Tarquinius, der ältere, und in den Zeiten der Republik verging beinahe kein Jahr ohne Triumph. So groß aber in diesen Zeiten die Ehre war, so sehr sank sie später. Der Kaiser Caligula wollte triumphiren, nachdem er in Britannien gewesen, und seine Soldaten Muscheln an der Seeküste hatte sammeln lassen. Domitian triumphirte, als er von den Marko=

mannen geschlagen, und zum Frieden gezwungen war.

Wenn nun auch Konstantin durch den Sieg über Maxentius einen äußern Feind nicht überwunden hatte, noch zu alten Provinzen neue hinzufügen konnte, so hatte er doch Rom von einem Wolf befreit, welcher um so unersättlicher erschien, je mehr er verschlang, und seinen Bürgern Ruhe und Frieden wieder gegeben. An dem Jubel der Bürger, die sich um Konstantin bei seinem Einzug drängten, und ihm zuriefen, konnte man die Größe des getödteten Tyrannen, und des errungenen Sieges erkennen. Deßwegen hatte der Senat gleich nach seinem Sieg beschlossen, ihm einen Triumphbogen zu bauen. Die schöne Zeit der Kunst war freilich längst dahin, die Marmorbrüche lagen unbenutzt, große Meister waren gewesen, und die darauf folgenden Geschlechter unter Elend jeder Art grau und alt geworden. Wer wollte auch den Meißel führen, oder Farben mischen, wo man nicht sorgfältig genug die Schollen der Aecker, die Reben der Weinberge zählen konnte, um genau den Zoll zu erhalten! Doch war nach vier Jahren der Triumphbogen vollendet, und eine feierliche Gesandtschaft des Senats lud Konstantin nach Rom. Er steht annoch zum Theil erhalten in der Nähe des flavianischen Amphitheaters, sonst auch Koliseum genannt. Man liest darauf folgende Worte: „Dem Imperator Cäsar Flavius „Konstantinus, dem Größten, dem Frommen und „Glücklichen, dem Augustus, hat der Senat und „das römische Volk, weil er auf Eingebung Gottes,

„durch die Größe seines Geistes, und mit seinem „Heere die Republik sowohl an dem Tyrannen, als „auch an dessen ganzem Anhang mit gerechten Waf„fen rächte, diesen mit Siegeszeichen geschmückten „Bogen gewidmet.“ Innerhalb des Bogens liest man auf der einen Seite: „Dem Befreier der Stadt,“ auf der andern: „Dem Gründer der Ruhe.“

Dieß geschah am Ende des Jahres 316. Zwei Jahre vorher war Uneinigkeit und Zwist zwischen Konstantin und Lizinius ausgebrochen. Bei den so verschiedenen Charakteren dieser Männer, zu einer Zeit, wo die alte Welt mit Riesenschritten ihrer Auflösung entgegen eilte, und eine neue an ihre Stätte mit innerer und äußerer Gewalt sich niederzulassen begann, wo Alles in Gährung und Bewegung war, konnte es an Veranlassung zum Streit und Krieg nicht fehlen. Konstantin wollte den Bassianus, welchen er mit seiner Schwester Anastasia vermählt hatte, zum Cäsar erheben, und ihm Italien zu seiner Provinz geben. Lizinius verweigerte dazu seine Einwilligung, ja um nicht allein gegen Konstantin zu stehen, und aus einem etwa sich entwickelnden Kampfe Vortheil für sich zu ziehen, wußte er durch geheime Sendboden den Bassianus zur Empörung gegen Konstantin zu reizen. Er mochte diesem eingeflüstert haben, Konstantin sei es, der ihm die Cäsarwürde verweigere. Wie dem immer sei, Bassianus empörte sich gegen Konstantin; allein der Aufruhr wurde gedämpft, und Bassianus büßte seine Treulosigkeit mit dem Leben. Konstantin verlangte nun von

Lizinius die Auslieferung des Senezio, Bruder des Bassianus, durch welchen die Empörung eingeleitet war. Lizinius verweigerte die Auslieferung und ließ nun wohl in geheuchelter Wuth über den Vorwurf der Theilschaft an der Empörung des Bassianus die Bildsäulen des Konstantin zu Emona (Laibach) zertrümmern. Diese Beschimpfung war das Zeichen zum Kampf.

Konstantin überraschte seinen Gegner, der aber dennoch an Heeresmacht stärker war. Die Schlacht bei Cibalis, einer Stadt in Panonien, an dem Savus (Sau) am 8. Oktbr. 314 war heiß, und währte von Tagesanbruch bis zur Nacht; nur durch die persönliche Tapferkeit Konstantins, der überall zugegen war, und sich in die dichtesten Haufen stürzte, wurde Lizinius geworfen, — und floh in der Nacht vom Schlachtfelde, auf welchem er 20,000 zurückließ, und alles Zugvieh und Gepäck verlor. In Sirmium, in Illyrien, raffte er seine Schätze zusammen, und eilte mit seiner Gemahlin und seinem Sohn nach Thrazien, nachdem er seinen Unterbefehlshaber Valens zum Cäsar ernannt, und an der Grenze zurückgelassen hatte. An seiner schnellen Verfolgung war Konstantin durch die abgebrochene Brücke über den Savus verhindert, und weil sich 5000 nachgesandte Krieger, des Weges unkundig, verirrt hatten; er verwarf die von Lizinius gestellte Friedensbedingung, indem er die Entsetzung des neuen Cäsar verlangte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und die zweite Schlacht wurde bei Mardia, in Thrazien, unsern Philippopolis ge-

schlagen; auch in dieser unterlag Lizinius, und mußte in dem nun geschlossenen Frieden Illyrien abtreten, und sich mit Thrazien und Asien begnügen. Valens wurde abgesetzt.

Die römische Welt sollte 8 Jahre lang Frieden haben, ehe jener Kampf ausbrach, und ausgefochten wurde, der ihr Einen Herrscher, und den vollständigen Sieg des Christenthums bringen sollte. Nur an der Grenze, am Rhein und an der Donau wurde vorübergehend gekämpft, — dort hatte Crispus, Konstantins tapferer Sohn, die Franken glücklich zurückgewiesen, an der Donau schlug Konstantin die eingefallenen Sormaten zurück, suchte sie jenseits des Flusses in ihren Wohnplätzen auf, und brachte ihnen eine Niederlage bei, in der ihr König das Leben verlor, mehrere tausend Krieger aber gefangen wurden.

Sechstes Kapitel.

Konstantin Alleinherrscher des römischen Reiches.

Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht.

Wie unser Auge mit stiller Sehnsucht in die Schöne des tiefblauen Himmels sich versenkt, und sein Sternenmeer uns mit Staunen erfüllt, so ist es schwere Beängstigung, oft für alles Belebte, sobald jene heiße Schwüle sich auf der Erde lagert, die in geheimnißvoller Stille harrt, was der tiefumwölkte

Himmelsraum herniedersenden werde. Immer hat der Mensch auch in äußerster Verkehrtheit, in größter Verwilderung sein Auge zum Himmel emporgerichtet, um bei seinem Anblick zu erfahren, und zu ahnen, was er längst verloren hat; und jede Veränderung an diesem Raum war auch dem Aermsten wichtig genug, um selbst daran Theil zu nehmen. Jetzt noch, wenn der Mond sich verfinstert, schlagen die Wilden Amerika's an ihre Schwerter und Schilde, um den bösen Feind zu vertreiben, der jenes milde Licht ihnen zu verschlingen droht. Und zur Zeit der Römer war es nicht anders. Vor der Schlacht bei Pydna, in welcher der mazedonische König Perseus von den Römern geschlagen wurde, ereignete sich eine Mondfinsterniß. Die Nacht war eingebrochen, und die Soldaten wollten sich eben nach eingenommener Mahlzeit zur Ruhe begeben, als auf einmal der Mond, der im Vollschein hoch am Himmel schwebte, sich verdunkelte, und vom Lichte allmählig verlassen in mancherlei Farben spielte, bis er zuletzt ganz verschwand. Während nun die Römer durch Zusammenschlagen der Geräthe sein Licht zurückriefen, und viele brennende Kienfackeln zum Himmel erhoben, thaten die Mazedonier nichts dergleichen, sondern dumpfe Bestürzung lag auf dem ganzen Heere, und insgeheim lief es von einem Mund zum andern, die Erscheinung bedeute den Untergang des Königs. So war es auch zur Zeit Konstantins; denn eine Sonnenfinsterniß, die gerade in dem Monat einfiel, in welchem die Söhne des Konstantin und Lizinius zu Cäsaren ernannt wurden, zeigte deut-

lich, sagte ein Heide jener Zeit, daß diese Verbindung weder dauerhaft, noch für die, welche daran Theil nehmen, glücklich sein würde.

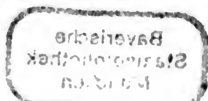
Und so war es, das Bündniß war von keiner Dauer, und anders konnte es auch nicht sein. Lizinius war nach allen Nachrichten jener Zeit ein Fürst, der Bösem fröhnte, besonders dem unzüchtigen Leben, — zudem war er hart und ungebildet, grausam und habsüchtig im äußersten Grade. Wie unter ihm und unter Galerius die ihnen unterworfenen Provinzen ausgesogen wurden, können wir aus der Art der Steuererhebung ersehen. „Die Aecker wurden „schollenweise gemessen, die Weinstöcke und Bäume „abgezählt, die Thiere jeder Art aufgezeichnet, die „Köpfe der Menschen vorgemerkt, Bauern und Bürger in den Städten zusammen gebracht. Die öffentlichen Plätze waren gedrängt von den Schaaren „jeglicher Art der Hausangehörigen. Jeder mit Kindern und Hausgenossen war zugegen, es ertönten „die Werkzeuge der Peiniger und Schläge, um den „Kindern gegen die Väter, den Sklaven gegen die „Herren, den Weibern gegen die Männer Geständnisse, und diesen gegen sich selbst auszupressen, und „ihnen, wenn sie vom Schmerze überwältigt wurden, zugeschrieben, was sie nicht hatten. Man „zahlte Geld für den Kopf, und eine Abgabe für das „Leben. Doch traute man den nämlichen Schätzern „nicht, es wurden andere, und wieder andere geschickt, als könnten sie mehr finden; es kamen Vermuthungen hinzu, indem sie dazu schlugen, was

„sie auch nicht fanden, damit sie nicht umsonst ge-
„schickt zu sein schienen."

Lizinius mochte sich im Anfang wenig bekümmern um die Gottesverehrung der Christen, wie um die Opfer der Heiden. Bald wurde er aber durch das Bündniß mit Konstantin gezwungen, den Christen günstig zu sein. Durch den ausgebrochenen Krieg aber, und den für Lizinius nachtheiligen Frieden verwandelte sich diese Gunst in Haß gegen das Christenthum. So schien es ihm vortheilhaft. Je deutlicher Konstantins Umgang mit Christen war, desto mehr richteten Heiden ihre Augen auf Lizinius, und desto deutlicher suchte er durch Begünstigung des Götzendienstes, durch Bedrängniß der Christen in Jenen sich Freunde zu machen, Konstantin aber eine große Macht entgegen zu setzen im ganzen Reiche. Zuerst entfernte er alle Christen, welche nicht opfern wollten, aus seinem Palaste, dann aus allen angesehenen Staats- und Kriegsämtern, ja sogar aus dem Dienste der Polizeisoldaten in den Städten. Bald erging ein Edikt gegen die Bischöfe, keiner sollte über die Grenze seiner Diözese hinausgehen, und es sei nicht gestattet, zu Conzilien sich zu versammeln; eben so wenig durfte fernerhin ein Bischof eine Frau im Christenthume unterrichten, dazu seien besondere Religionslehrerinnen aufzustellen. In Nikomedien verbot er den Christen, in der Kirche sich zu versammeln, auf freiem Felde außerhalb der Stadt sollten sie ihre Versammlungen halten, unter spottendem Zusatze: „Frische Luft sei so zahlreichen Versammlungen heilsamer." In Pontus ließ er Kir-

chen schließen, und andere niederreißen, weil die Christen nicht für ihn, sondern für das Wohl Konstantins beteten. Durch die Wuth des Volkes, und die Feindseligkeit obrigkeitlicher Personen begannen wiederum blutige Mißhandlungen der Christen. Wie in den früheren, schweren Heimsuchungen, so erging es auch jetzt; fehlte es nicht an solchen, die noch mehr als irdischen Unterhalt für ihren Glauben hingegeben hätten, so gab es auch solche, die aus äußeren Rücksichten Christen geworden, und wiederum aus äußeren Rücksichten ihren Glauben verläugneten.

Ein herrliches Beispiel christlicher Standhaftigkeit aber ist uns aufbewahrt. Als zu Sebastia, einer Stadt in Armenien, der Statthalter Agrikola die Befehle des Kaisers gegen das Christenthum vorlas, traten 40 Männer, ausgezeichnet durch ihre Wohlgestalt, und berühmt durch ihre Tapferkeit, aus dem Haufen hervor, und bekannten ihren Glauben. Da weder Drohung, noch Liebkosung über sie etwas vermochte, so befahl der Statthalter sie ganz zu entkleiden, und so der Kälte preiszugeben an einem Orte, in dessen Nähe ein warmes Bad war. Nur ein Einziger wankte, lief zum warmen Bade, und starb plötzlich. Man hatte sie während der Nacht in der Kälte stehen lassen, und fand sie am Morgen kraftlos kaum noch athmend. Auf herbeigebrachten Wagen wurden sie zum Feuer gebracht, um verbrannt zu werden. Nur Einen ließ man zurück, um ihm, weil er mehr Lebenszeichen gab, Zeit zum Bedenken zu geben. Da lief seine Mutter herbei, ermunterte ihn zum Ausharren, und half ihm auf den Wagen,



damit er wie seine Genossen sein Leben in der Gluth beschließe.

Nachdem die Dinge so weit gekommen waren, so bedurfte es nur wenig, den äußern Bruch zwischen Konstantin und Lizinius herbeizuführen, da schon längst keine wahre Einheit mehr bestand. Lizinius beschwerte sich bitter, daß Konstantin bei Verfolgung der Sarmaten und Gothen die Grenze seines Reiches überschritten. Es ist deutlich, daß dieß keine Beschwerde sein konnte, wenn Konstantin bei Verfolgung der gemeinschaftlichen Feinde die Grenzen der Lizinischen Provinzen überschritten hatte. Wie konnte Lizinius das ganze Reich in zwei so fremde Theile trennen, da er doch gemeinschaftlich mit Konstantin das Konsulat über dasselbe Reich theilte! So fuhr er fort, bald drohende, bald flehende Briefe an Konstantin zu richten. Dieser dagegen führte laute Klage, daß Lizinius die Christen allen Plackereien aussetze, und sie in ihrer Gottesverehrung hemme, während doch schon vor vielen Jahren im Namen beider Kaiser Edikte zu Gunsten des Christenthums ergangen waren. Es war nun so weit gekommen, daß das Schwert entscheiden sollte, und wenn auch der Krieg Religionskrieg nicht genannt werden konnte, so war deutlich, daß an seinen Ausgang der Sieg des Christenthums, oder der der Götter sich knüpfte.

Konstantin rüstete sich, und stand bald an der Spitze von 120,000 Mann Fußgänger und 10,000 Reiter, ließ in Thessalonich einen Hafen graben, und hatte im Hafen von Athen 200 Kriegsgaleeren, und

2000 Lastschiffe. Von Lizinius wurden alle seefahrenden Völker seiner Herrschaft aufgeboten, mit ihren Schiffen sich im Hellespont zu versammeln; so gebot er über 350 Kriegsschiffe. Konstantin erkannte, wie dort gegen Maxentius, daß nicht seine Kriegsmacht den Sieg erkämpfe, er vertraute auf Gott, und unter der Fahne des Kreuzes mußte sich das ganze Heer schaaren. Lizinius, ein Feind des Kreuzes, erwartete Hilfe von den Göttern. Er war stets umgeben von heidnischen Wahrsagern, von Priestern, die aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere, aus dem Fluge der Vögel die Zukunft deuteten, nach deren Aussprüchen die Götter selbst den Himmel verlassen, sich in den Kampf mischen, und Konstantin sammt seinem Anhang vernichten werden. Lizinius mochte an all dem nicht zweifeln. Ehe er in dem verhängnißvollen Kampfe aufbrach, ging er mit den Obersten der Leibwache und den Vornehmsten seines Hofes in einen den Göttern geweihten Hain. Unter duftenden Gesträuchen und Blumen waren die zahlreichen Bilder der Götter aufgestellt, vor welchen Wachskerzen brannten. Nachdem ihnen geopfert war, während der Opferdampf empor stieg, und die Priester den Weihrauch angezündet hatten, redete Lizinius die Anwesenden also an: „Freunde und Kriegs„genossen! Hier stehen die Bilder der Götter, deren „Verehrung wir von unsern Vätern empfangen ha„ben. Unser Widersacher aber, in seinem Frevel„muthe von den vaterländischen Heiligthümern ab„gefallen, verehrt einen fremden Gott, der, ich weiß „nicht, woher gekommen ist, und er beschimpft sein

„Heer durch dessen schmachvolles Zeichen. Darauf „setzt er sein Vertrauen, und führt Krieg nicht so= „wohl mit uns, als mit den Göttern, von denen „er abgefallen ist. Der Ausgang dieses Krieges muß „zwischen seinem Gott, und unsern Göttern entschei= „den. Wenn der Fremde, den wir jetzt verspotten, „siegreich erscheint, so müssen auch wir ihn anerken= „nen, und verehren, und wir müssen uns lossagen „von den Göttern, denen wir umsonst die Lichter „angezündet. Wenn aber unsere Götter siegen, wie „wir nicht zweifeln, so wenden wir uns nach diesem „Sieg zum Krieg gegen ihre Feinde."

Lizinius stand mit seiner Landmacht bei Adrianopel; Konstantin brach dahin auf, und lagerte sich seinem Feinde gegenüber, auf dem rechten Ufer des Hebrus, Thraziens Hauptstrom. Es verflossen mehrere Tage, ohne daß Lizinius aus seiner vortheilhaften Stellung auf einer Anhöhe hervorging. Da ließ Konstantin viel Bauholz an's Ufer führen, als wollte er eine Brücke schlagen, und beschäftigte so den Feind. Unterdessen war eine Fuhrt hinter Waldung und Gebüsch oberhalb des Stromes aufgefunden, durch welche er mit Reiterabtheilungen setzte, und so den überraschten Lizinius hinhielt, bis das ganze Heer über den Fluß gesetzt, und sich aufgestellt hatte. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr, in der 34,000 Menschen das Leben verloren, und Konstantin selbst eine leichte Wunde erhalten, floh Lizinius vom Schlachtfelde, und eilte nach Byzanz, seine Hoffnung auf seine große Flotte setzend. Mit Tagesanbruch rückte Konstantin,

dem sich noch eine große Zahl Flüchtlinge ergaben, vor diese Stadt, und ertheilte seinem Sohne Crispus, dem Admiral der Flotte, den Befehl, die feindlichen Schiffe aufzusuchen. Da diese an Zahl weit überlegen waren, so nahm Abantus, ihr Befehlshaber, den Kampf an. Allein die schmale Meerenge hinderte ihn, seine zahlreichen Schiffe gegen den Feind recht zu gebrauchen. So kam es, daß mehrere im Zusammenstoßen scheiterten, andere von den Feinden versenkt wurden, und wieder andere ihre eigenen Ruder an einander zerschmetterten. Die Nacht machte der entsetzlichen Verwirrung, und — Niederlage ein Ende. Was sich aber aus ihr rettete, sollte am andern Tage aufgerieben werden. Denn als Abantus mit günstigem Nordwinde gegen die Flotte Konstantins segelte, sprang Mittags der Wind plötzlich um, und wehte mit solcher Gewalt aus Süden, daß er einen Theil seiner Schiffe an die Küste Asiens warf, und viele Schiffe mit Allem, was darauf war, ins Meer versenkte. Das Meer war bedeckt mit Leichen und Schiffstrümmern. Hundert und dreißig Schiffe waren zu Grunde gegangen, und damit 5000 Mann. Abantus entfloh mit vier Schiffen nach Asien.

Da nun die Flotte des Lizinius vernichtet war, sollte die Stadt Byzanz zu Wasser und zu Land eingeschlossen werden. Lizinius aber ernannte jetzt Martinianus, der die höchsten Hofämter bekleidete, zum Cäsar und sandte ihn nach Lampsakus, um den Uebergang der Feinde zu hindern, er selbst aber begab sich mit dem größten und besten Theil

der Besatzung nach Chalzedon. Alsbald hob Konstantin die Belagerung von Byzanz auf, und, weil seine Schiffe zu schwer waren, um an der gefährlichen Küste ankern zu können, ließ er in Eile leichtere bauen und landete in Bythinien nicht fern von Chalzedon. Durch sein unerwartetes Erscheinen war Lizinius genöthigt, Martinianus zurückzurufen, und am 18. Sept. 324 zum zweitenmal eine Schlacht zu wagen. Aber der Andrang des konstantinischen Heeres war so gewaltig, die Niederlage des Lizinius so vollständig, daß 25,000, nach Andern noch mehr auf dem Wahlplatze lagen.

Nun öffneten Chalzedon und Byzanz dem Sieger die Thore. Lizinius entfloh nach Nikomedien, wohin Konstantin eilte, um ihn zu belagern. Da erschien seine Schwester, die Gemahlin des Lizinius, im Lager, und bat um sein Leben; es wurde ihm zugesichert. Er erschien nun selbst, übergab Konstantin sein Purpurkleid, und bat um Gnade. Er wurde nach Thessalonich verwiesen, um dort als Privatmann in der Verbannung zu leben.

Konstantin war nun Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches. Diesen Sieg dankte er aber dem einzig wahren, allmächtigen Gott, wie er sich in einem Schreiben an seine neuen Unterthanen im Morgenlande ausdrückt: „Dich den größten Gott „rufe ich an, sei gnädig all Deinen Bürgern der östlichen „Provinzen, die von langwierigem Elende aufgerieben „sind, indem Du ihnen durch mich, Deinen „Knecht, Heilung verleihen mögest. Dein Zeichen „überall vorhaltend, habe ich ein siegreiches Heer

„geführt. Und wenn irgendwo die öffentlichen Angelegenheiten es erfordern, gehe ich mit demselben „Zeichen, Deiner Macht folgend, gegen die Feinde „vorwärts. Deßhalb habe ich meine Seele, von „Liebe und Furcht rein durchdrungen, Dir geweiht, „denn ich liebe aufrichtig Deinen Namen, ich verehre „Deine Macht, welche Du durch viele Beweise mir „geoffenbaret, und wodurch Du meinen Glauben fester „gemacht hast."

Mit der Niederlage des Lizinius war für das Heidenthum eine mächtige Stütze gefallen. Dieß erkennen wir besonders bei seinem Tode, der auf Befehl Konstantins erfolgte. Die heidnischen Schriftsteller nennen dieß einen Treubruch des gegebenen, kaiserlichen Wortes. Dem ist aber nicht so, vielmehr wissen wir, daß der alte Lizinius, wie einst Maximinianus, im schnöden Undank für das geschenkte Leben, mit Barbaren sich verband, um sich gegen Konstantin zu empören, und daß dieser, um das Reich vor neuen Erschütterungen zu bewahren, den Undankbaren hinrichten ließ. Wäre es Konstantin um das Leben des Lizinius zu thun gewesen, er hatte ihn bei Nikomedien in seiner Hand, — er schenkte es ihm. Während aber die Heiden Lizinius als einen Menschen zeichnen, der in seinen Lüsten zu Allem fähig war, „kränkte Konstantin keinen seiner Feinde, so wenig an seiner „Ehre, als an seinem Vermögen, sondern ließ ihnen „Verzeihung widerfahren; dabei hatte er einen so „menschlichen Charakter, daß er zuerst die alte und „härteste Todesstrafe des Stranges, und des Zer-

„schmetterns der Beine abschaffte. Daher nannte „man ihn einen Schöpfer, eine Gottheit." So urtheilte über Konstantin ein Heide.

Siebentes Kapitel.

Das Conzil von Nizäa.

Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.

Nach dem Siege über Lizinius schrieb Konstantin an den Bischof Eusebius in Cäsarea: „Da jetzt die Freiheit wiedergegeben, und jener „Drache durch die Vorsehung des großen Gottes, „und meinen Dienst von der Verwaltung des Rei„ches vertrieben worden, so glaube ich, daß die gött„liche Macht auch Allen offenbarer werde, und daß „diejenigen, welche aus Furcht oder Unglauben in „manche Vergehungen gefallen sind, zur Erkenntniß „des wahren Gottes und zur wahren und rechten „Lebensverfassung gelangen werden." Und diese Worte waren auch sichtbar durch ein Bild am kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel dargestellt, in einer Reihe von Figuren den Kaiser vorstellend, das Kreuzeszeichen über seinem Haupte, und unter seinen Füßen einen vom Pfeil durchbohrten Drachen. Der Drache, der gegen die Christen wüthete, die einen tödtete, die andern in die Bergwerke schickte, und noch mehrere ihrer Güter beraubte, und über Alle

Angst und Pein brachte, der war freilich unschädlich gemacht, aber nun erhob im Innern der Kirche sich ein Sturm, welcher sie tief erschüttern, ihr endlich aber heilsam sein sollte. Es waren dieß die arianischen Streitigkeiten.

In Egypten hatte es sich zugetragen, daß während der Verfolgung einige Christen den Götzen Weihrauch gestreut hatten. Von ihren Bußthränen gerührt, und inständig gebeten von Märtyrern und Glaubensbekennern, sprach Petrus, der Erzbischof von Alexandria, die Unglücklichen von der Strenge der kirchlichen Strafen frei, und nahm sie wieder in die Kirche auf, nachdem sie die augenscheinlichsten Beweise ihrer Reue gegeben hatten. Dieß fand strenge Richter, mißfiel besonders Meletius, dem Bischof von Lykopolis, der, fortgerissen von seinem heftigen Charakter, arge Spaltungen in der Kirche jenes Landes erregte. Ein Anhänger dieses Meletius war der Diakon Arius, aus Libyen gebürtig, der Urheber der oben bemerkten Streitigkeiten. Er war von dem gelehrten Priester Luzian in Antiochien gebildet, zeichnete sich aus durch seine äußere Wohlgestalt, und seine Kenntnisse, besaß große Beredsamkeit, und alle jene Eigenschaften, wodurch dem Unwahren und Nichtigen ein Schein von Wahrheit gegeben wird. Wie sehr er von Stolz und Ruhmsucht erfüllt war, dafür zeugt, daß er sich selbst „den „Berühmten nannte, dem von Gott Weisheit und „Erkenntniß im besondern Maaße mitgetheilt wor„den sei.“ Wegen seiner Anhänglichkeit an Meletius und seiner aufrührerischen Umtriebe entsetzte

der heilige Petrus ihn seines Diakonates, und schloß ihn aus der Kirche. Petrus wurde zum Martertod geführt, und an seine Stelle ward Achillas gewählt; Arius wurde von ihm, da er Reue zeigte, in die Kirche wieder aufgenommen, und erhielt sogar die Priesterweihe. Achillas starb bald, und nun bestieg der heilige Alexander den Stuhl zu Alexandrien, und unter ihm begann Arius seine gottlose Meinung zu lehren. Es ist ungewiß, bei welcher Gelegenheit er zuerst damit hervorzutreten wagte. Er lehrte, Jesus sei nicht Gott, sondern ein Geschöpf, zwar vollkommner, als alle andern, und vor ihnen erschaffen, aber nicht von Ewigkeit. Und wie Alle Abtrünnigen von der Kirche vor und nach ihm, so suchte auch er den giftigen Samen mit vollen Händen weit umher auszustreuen. Er durchwanderte die Straßen Alexandriens, und die Häuser dieser Stadt, er zog in die umliegenden Dörfer, redete hier mit Frauen, mischte sich dort unter die Haufen der Handwerker, um für seine Lehre Anhänger zu gewinnen. Vergebens suchte ihn der Erzbischof von seinem Irrthum abzubringen; Arius bestand darauf, und das Uebel nahm mit jedem Tage zu. Nun glaubte der heilige Alexander nicht länger Nachsicht haben zu dürfen. Auf einer zahlreichen Versammlung von Bischöfen zu Alexandrien 321 wurde die Lehre des Arius verworfen, er selbst aber aus „der Kirche hinausgestoßen, welche die Gottheit Christi anbetet.“ Hartnäckigen Sinnes verließ er Egypten, und zog nach Palästina, mit dem festen Entschlusse, Anhänger für seinen Irrthum, sogar unter den Bischöfen zu

suchen. Er schrieb Gedichte und Lieder, streute sie unter allen Klassen von Menschen, auch den unwissendsten, aus. „Alles, was leichtfertig war, Alles, „was die Religion zu einem bloßen Spiele miß„brauchte, und dafür hielt, es sei gleichgültig, so oder „anders zu glauben, stellte sich auf seine Seite und „hing ihm an.“ Ja er wußte sogar durch schlaue Erklärung seiner Lehre, den ehrsüchtigen Bischof von Nikomedien, der dreimal seinen Bischoffsitz wechselte, und Eusebius von Cäsarea für sich zu gewinnen. Der Erzbischof von Alexandrien hatte zwar in einem Schreiben alle Bischöfe mit der Lehre des Arius nach ihren Vorgange bekannt gemacht, — indessen wuchs das Uebel mit jedem Tage, und bedrohte die Kirche mit großen Unruhen. Es war ja eine Lehre, welche der Kirche „ihren heiligen und ewigen Grundstein Jesus Christus“ nehmen, ihre Größe brechen, und ihre Schönheit rauben wollte; es war eine Lehre, worüber die Christen von den Heiden verspottet, und in Schauspielen lächerlich gemacht wurden, und wodurch das Christenthum einem gewissen, innern Tode Preis gegeben werden sollte.

Konstantin hatte unterdessen den Lizinius besiegt, und war Alleinherrscher des großen Reiches geworden, und es war sein Wille, daß alle Bewohner mit ihm Einen Gott anbeteten. Allein wie konnte er hoffen, die Heiden für das Christenthum zu gewinnen, nachdem unter diesen selbst arge Irrthümer sich auszubreiten begannen. Sei es, daß er von dem Gegenstande nicht recht unterrichtet, oder absichtlich getäuscht worden, — anfangs hielt er die

Sache für unnütze Streitigkeit, schrieb an Alexander und Arius einen Brief, worin er bat, ihm wieder ruhige Nächte zu geben, und den Weg ins Morgenland ihm zu öffnen, wohin es ihn nicht verlange, so lange dieser Streit unter den Christen obwalte. Zugleich schickte er Hosius, Bischof von Korduba, nach Alexandrien ab, um Frieden zu stiften. Bald sollte er eines Bessern belehrt werden. Hosius kehrte nach einer Unterredung mit Alexander zurück, und setzte ihm die große Bedeutung des Streites auseinander. Nun berief Konstantin auf den Rath der angesehensten Bischöfe ein allgemeines Conzil nach der, vom Siege benannten, Stadt Nizäa in Bythinien.

Nach den bestimmten Nachrichten, die wir erhalten haben, erschienen dreihundert achtzehn Bischöfe, meistens aus dem Morgenlande. Sylvester der Erste, der heilige Vater zu Rom, schickte die Priester Vitus und Vinzentius. Unter den anwesenden Bischöfen waren mehrere, die aus der Zeit der Verfolgung die Wundmahle des Martyrerthums an ihren Körper trugen, denen z. B. das rechte Auge ausgestoßen war. Mit dem Erzbischofe von Alexandrien erschien zugleich der junge Diakon Athanasius, der später sein Nachfolger wurde, — einer der größten Männer, die je gelebt haben. Er saß 46 Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhle und wurde fünfmal davon vertrieben, — vertrieben, weil er mit wahrem Heldenmuthe, auch im Angesichte des Todes, die Gottheit Christi, die Größe des Christenthumes vertheidigte. Er vereinigte mit den ausge-

zeichnetsten Geistesgaben hinreißende Beredtsamkeit und ein heiliges Leben. Oft war es, als ob an den Namen Athanasius, den die Kirche mit Recht den Großen nennt, die Schicksale der ganzen Kirche eng gebunden gewesen.

Konstantin erschien selbst in Nizäa, wohin sich auch heidnische gelehrte Männer der Neugierde wegen begeben hatten. Die Verhandlungen der Bischöfe wurden in einer geräumigen Kirche gepflogen. Arius, vorgerufen, trug auf eine Weise seine Lehren vor, daß die Anwesenden sich die Ohren zuhielten, um seine Gotteslästerungen nicht zu hören. Endlich nach reifer Ueberlegung, nachdem man alle Stellen der heiligen Schrift genau erwogen, und übereinstimmend in allen Kirchen dieselbe Lehre gefunden hatte, wurde, in vollkommener Uebereinstimmung von dreihundert Bischöfen, folgendes Bekenntniß, als die Lehre der ganzen katholischen Kirche ausgesprochen:

„Wir glauben an Einen Gott, allmäch„tigen Vater, Schöpfer aller Dinge, der „sichtbaren und der unsichtbaren, und an „Einen Herrn Jesum Christum, den Sohn „Gottes, den Eingebornen, das heißt aus „dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, „Licht aus Licht, wahrer Gott aus dem „wahren Gott, der geboren ward, nicht „erschaffen, gleiches Wesens mit dem Va„ter, durch den alle Dinge erschaffen wur„den im Himmel und auf Erden, der wegen „uns Menschen und wegen unseres Heiles „herabkam, Fleisch annahm und Mensch

„ward, gelitten hat und auferstanden ist „am dritten Tage, und aufgefahren zum „Himmel und wieder kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten; und „an den heiligen Geist. Diejenigen aber, „welche sagen, es war eine Zeit, wo der „Sohn nicht war, und ehe er entstand, war „er nicht, und daß er aus Nichts gemacht „worden, — diejenigen, welche sagen, der „Sohn Gottes sei erschaffen aus einer andern Substanz und Wesen, oder er sei „wandelbar und veränderlich, — über die „spricht die katholische und apostolische „Kirche den Fluch."

So wurde die Lehre des Arius von der ganzen Kirche verworfen, und seine Schriften zum Feuer verdammt. Dreihundert achtzehn Bischöfe unterschrieben das öffentlich abgelegte Bekenntniß. Arius wurde vom Kaiser nach Illyrien verbannt, ebenso die gleichgesinnten Bischöfe Theonas und Sekundus, und bald darauf Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nizäa. Da bisher auch Streit obwaltete über die Feier von Ostern, so wurde ebenfalls entschieden, daß in der ganzen Kirche am ersten Sonntage nach dem Frühlingsvollmonde Ostern gehalten werden solle. Auch die Streitigkeiten des Meletius suchte man beizulegen. Die bischöfliche Würde wurde ihm gelassen, ohne aber ferner Andere zu Priestern weihen zu dürfen; die von ihm geweihten Bischöfe und Priester sollen anerkannt, und wo möglich bei erledigten Stellen berücksichtigt werden.

Endlich wurden mehrere Bestimmungen für Kirchenzucht gegeben, besonders die, daß, wenn einer unverheirathet in den Stand des Priesterthumes trete, er auch für die Zukunft nicht heirathen dürfe. Dieß nannte der Bekenner Pafautius, dem in der Verfolgung das rechte Auge ausgestoßen worden, eine alte Ueberlieferung der Kirche.

Von den übrigen Bestimmungen erkennt eine der Kirche zu Jerusalem wiederum ihre eigenthümliche, frühere Würde zu, ohne jedoch in die Rechte der Kirche zu Cäsarea einzugreifen. Bekanntlich war die Kirche zu Jerusalem die erste; durch die Zerstörung Jerusalems aber wurde Cäsarea in Palästina der Sitz des Metropoliten. Da nun Jerusalem wieder aufgebaut war, wurden ihm die Vorzüge einer apostolischen Kirche gegeben. — Ferner, es wurde verboten, den Katechumenen zu früh die Taufe, und den nicht hinlänglich Geprüften die geistlichen Weihen zu ertheilen. — Geistliche, welche Wucher oder schändlichen Erwerb treiben, sollen ihres Amtes entsetzt werden, ebenso diejenigen, welche durch zwei oder drei Zeugen einer schweren Sünde überführt werden. — Ein Bischof soll, wo möglich, durch alle Bischöfe derselben Provinz in sein heiliges Amt eingesetzt werden, wenn dieses aber nicht geschehen kann, sollen ihn wenigstens drei derselben weihen, und die übrigen ihre Zustimmung schriftlich geben. — Von den Beschlüssen über Kirchenbuße bestimmt einer, daß denen, welche von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurden, in schwerer Krankheit nach vorausgegangener Prüfung durch den Bischof, das hei-

lige Abendmahl gereicht werden solle; bei Wiedergenesung sollen sie zum öffentlichen Gebete zugelassen werden.

Außerdem erließen die Väter der Versammlung ein besonderes Sendschreiben an die Kirche zu Alexandrien, an die Brüder in Egypten, Lybien und Pentapolis, da in diesen Ländern die Irrlehre des Arius entstanden war, um sie von den Beschlüssen des Conzils in Kenntniß zu setzen. Mit welchem Eifer aber Konstantin sich dieser wichtigen Sache angenommen hatte, und welche Freude ihm die endliche Beilegung gewährte, dieß bezeugt sein Brief an die Alexandriner, welcher also lautet: „Konstantinus „Augustus an die katholische Kirche zu Alexandria. „Geliebte Brüder! Eine besondere und ausgezeich„nete Gnade hat uns die göttliche Vorsehung ver„liehen, daß wir nun von allem Irrthume frei Einen „und denselben Glauben bekennen. Alles listige „Sinnen und Trachten des Bösen gegen uns ist „vernichtet. Unruhe, Zwietracht, Haß und tödtliche „Feindschaft hat der Glanz der Wahrheit besiegt und „vertilgt. Mit Herz und Mund bekennen wir Einen „Gott. Zu diesem Zwecke habe ich auf die Ermah„nung Gottes eine große Schaar von Bischöfen nach „Nizäa berufen, mit denen ich, euer Mitknecht, wel„ches zu sein ich mich freue, die Wahrheit aufzu„suchen eifrigst bemühet war. So wurde Alles, was „irgendwie Streit und Zwietracht zu erregen schien, „genau geprüft und erwogen. Wie Arges und Ge„fährliches haben Einige von unserm großen Hei-

„lande, von unserer Hoffnung und unserm Leben
„gelehrt, den heiligen Schriften und unserm Glau-
„ben entgegen ausgesprochen, und zu glauben öffent-
„lich bekannt. Während dreihundert Bischöfe, aus-
„gezeichnet durch ihre Tugenden, Einen und densel-
„ben Glauben bekannten, dessen Aechtheit bestätigt
„war durch die Wahrheit und das Zeugniß des gött-
„lichen Gesetzes, wurde Arius allein gefunden, wel-
„cher ihn, von der Gewalt und List des Bösen um-
„strickt, verleugnete, und in gottloser Gesinnung
„seine Irrlehre zuerst bei euch, dann bei Andern
„ausgebreitet hat. Laßt uns deßwegen die Gesin-
„nung ergreifen, welche der Allmächtige uns darge-
„boten hat; laßt uns zurückkehren zu den geliebten
„Brüdern, von welchen uns ein schamloser Diener
„des Satans getrennt hat; zu unserm gemeinschaft-
„lichen Leibe, zu unsern natürlichen Gliedern laßt
„uns zurückkehren mit aller Sehnsucht. Das ist
„eurer Weisheit, eurem Glauben, eurer Frömmigkeit
„angemessen, damit ihr frei vom Irrthum jenes Men-
„schen, der sichtbarlich der Wahrheit widerstrebt, der
„göttlichen Gnade wieder theilhaftig werdet. Was
„jene dreihundert Bischöfe beschlossen haben, ist Nichts
„Anderes, als Gottes Stimme; zumal der heilige
„Geist sich den Gemüthern so würdiger und edler
„Männer eingesenkt, und Gottes Willen ihnen er-
„öffnet hat. Deßwegen zögere Niemand, — kehret
„denn mit freudigem Eifer zurück auf den Weg der
„Wahrheit, auf daß ich, sobald ich zu euch komme,
„dem allwissenden Gott mit euch Dank sage, weil
„er den wahren Glauben uns eröffnet und die

„ersehnte Lehre wieder hergestellt hat. Gott behüte „euch, geliebte Brüder." —

Nach dem Tode Alexanders, Erzbischofs zu Alexandrien, bestieg Athanasius den erzbischöflichen Stuhl, der unermüdete und standhafte Vertheidiger der Gottheit Christi. Unterdessen wußte der verbannte Arius, durch zweideutige Worte, und durch die Bemühungen seiner geheimen Freunde am Kaiserhofe, Konstantin für sich einzunehmen; bald ward ihm Erlaubniß, aus der Verbannung zurückkehren zu dürfen, im Jahre 328; dasselbe wurde auch Eusebius und Theognis gestattet. Kaum aber waren sie zurückgekehrt, als sie sich an den vornehmsten Bischöfen zu rächen suchten, die auf dem Conzil zu Nizäa gegen sie gewesen. Zuerst klagten sie den Bischof Eusthathius von Antiochien falscher Lehre und schimpflicher Dinge an, und setzten ihn ab. Darüber gerieth aber die Gemeinde zu Antiochien in solche Gährung, daß der Untergang der ganzen Stadt bevorstand; nur durch die größte Anstrengung der Obrigkeit, und des Kaisers, der Briefe auf Briefe schrieb, und durch das Dazwischentreten der bewaffneten Macht wurde Unglück von der Stadt abgewendet.

Bald verlangte Arius, der Konstantin ein zweideutiges Bekenntniß seines Glaubens abgelegt hatte, wieder in die Kirche aufgenommen zu werden. Aber weder freundliche Vorstellungen, noch Bitten, noch Drohungen konnten Athanasius bewegen, Arius wieder aufzunehmen. Da gebot es ihm Konstantin in einem Briefe, in welchem die Worte

vorkamen: „Da dir mein Wille bekannt ist, so ver„biete Keinem, der will, den Zutritt zur Kirche. „Denn wenn ich erfahre, daß du Einem, der ihre „Gemeinschaft wünscht, sie versagest, oder den Zu„tritt verhinderst so werde ich auf der Stelle Einen „schicken, der dich auf meinen Befehl absetzt, und „dich aus Alexandrien entfernt." Aber auch der Zorn des Kaisers, der sich in Dinge mischte, die seines Amtes nicht waren, konnte Athanasius nicht wankend machen. Er antwortete ihm: nie werde er Irrlehrer in die Kirche aufnehmen. Wir werden später erzählen, mit welcher Beschuldigung nun Athanasius überschüttet, und Konstantin zuletzt dahin gebracht wurde, ihn nach Trier zu verbannen. Allein obgleich Arius wichtige Freunde und Beschützer hatte, ungeachtet Athanasius in die Verbannung gehen mußte, — die Gemeinde zu Alexandrien verweigerte seine Aufnahme, ja es wäre zu Blutvergießen, und großen Erschütterungen gekommen, da erhielt Arius vom Kaiser den Befehl, Alexandrien zu verlassen. Er sollte jetzt in Konstantinopel in die Kirche aufgenommen werden. Mit welcher Anstrengung wurde doch hier für eine schlimme Sache gestritten, und wie viel Unheil und Verwirrung über die Kirche gebracht, eines Menschen wegen, der die Kirche nicht liebte.

Aber auch in Konstantinopel widersetzte sich der Bischof Alexander aus allen Kräften der Wiederaufnahme des Irrlehrers, der durch falsche und zweideutige Worte Konstantin hintergangen hatte. Alexander hatte so eben den kaiserlichen Palast

verlassen, wo er seine Gründe angegeben hatte, die aber nicht angenommen wurden, als ihm die Anhänger des Arius begegneten, die ihn wie im Triumphe durch die Stadt führten, und schon in die Kirche einführen wollten, — da trat ihnen der Bischof in den Weg. „Wenn du ihn jetzt auch nicht aufnehmen willst," rief ihm Eusebius von Nikomedien zu, „so werde ich ihn morgen doch in die Kirche führen, und wie wirst du es hindern?" Damit gingen sie vorüber, Alexander aber trat in die Kirche, warf sich in Thränen vor dem Altar nieder und bat Gott inbrünstig, ihn und seine Kirche vor der bevorstehenden Schmach zu bewahren. Er war Samstag, und die Anhänger des Arius setzten mit ihm ihren Zug durch die Stadt fort. Da fühlte sich Arius plötzlich unwohl, ging von der Straße weg in ein Haus. Man wartete lange auf ihn, — er kam nicht wieder. Als die Seinigen, weil er zu lange ausblieb, nach ihm sahen, fanden sie ihn todt, seine Eingeweide wie ausgeschüttet. So war der Urheber der Irrlehre hinweggenommen; aber sein ausgestreuter Same sollte noch bittere, giftige Früchte bringen.

Achtes Kapitel.

Der heilige Antonius und Konstantin; Krispus ermordet.

Euer Widersacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlinge.

Die Schrecken und Gefahren der Wüste waren im Alterthum so bekannt und gefürchtet, wie in unsern Zeiten. Und nur wer vom Durste nach glänzendem Gewinn, von eitler Ruhmbegierde, wie einst Alexander, getrieben war, wagte ihren Saum zu berühren. Denn der Zugänge zu ihr sind so viele, und der Ausgang wird so selten gefunden. Und ist schon ihr Anblick erstarrend, — dieses unabsehbare Meer unfruchtbaren Sandes, arme Farrenkräuter, zerrissene Hügelreihen, gähnende Höhlen und Schlünde, und darüber eine Sonnengluth, die nur tödten, aber nicht beleben kann, — wie dann, wenn noch das wenige Wasser schwindet, wenn aus ihrem Schooße ihre Schrecken sich erheben, wenn dieser arme Sand, vom Orkane emporgepeitscht, deine Fußtritte hinter dir verwischt, vor dir Hügel aufthürmt, und auf dich einstürmt, um dir Licht und Leben zu rauben, — dann ist der Tod näher, als das Leben. Doch von all dem Schrecklichen schien die Wüste, von der Egypten nach allen Seiten eingeschlossen ist, in der Zeit unserer Geschichte frei zu sein. Die Höhlen waren bewohnt, und ihre Bewohner schienen hier glücklicher zu sein, als auf angebauten Fluren. Sie waren mit

Tugenden geschmückt, an die so Viele nicht mehr glauben wollen. Die Palme und eine Wasserquelle gab ihnen Nahrung, ihre Zeit war eingetheilt zwischen Arbeit und Gebet. Und wenn die Nacht hereinbrach, so hörte man Dank- und Lobgesänge; diese schrecklichen Gefilde mit dem wunderbar gestirnten Himmel darüberhin waren Inseln der Seligen, und ihre Bewohner jene Mönche, die man in einer armen Zeit nicht weit genug herabzusetzen weiß, die aber an dem Bau der Kirche, und der Ausbreitung des Christenthums nicht den kleinsten Antheil haben.

Als unter dem Kaiser Dezius die schwere Verfolgung ausbrach, flohen Viele in die Wüste; die Welt hatte sie ausgestoßen, sie brachen mit der Welt, um sie zu überwinden. Einer aber der Größten, der später von der Wüste aus mächtigen Einfluß auf die Welt übte, war der heilige Antonius. Aus Egypten, von edeln, reichen und christlichen Eltern, hatte er als Knabe keine Freude an den Spielen seiner Gefährten, noch an dem Unterricht, den Andere ihren Kindern geben ließen; aber das liebte er, die Worte der heiligen Schrift vorlesen zu hören, sie bewahrte er tief in seinem Herzen. Bald verlor er seine Eltern, er war 18 Jahre alt, — nun Herr seiner selbst, — mußte er noch für seine Schwester sorgen. Da hörte er einst die Worte der Schrift: „wenn du vollkommen sein willst, gehe und verkaufe „Alles, was du hast, gib es den Armen und du wirst „einen Schatz im Himmelreich haben; dann komme „und folge mir nach“ — und er entsagte seinen Gütern, und behielt nur, um für seine Schwester zu

sorgen, gab aber auch das Letzte hin, als er hörte: „sorget nicht für den andern Morgen.“ Nun besuchte er die geehrtesten Einsiedler, und zog sich zuletzt ganz zurück, um einen furchtbaren Kampf gegen sich, und schwere Versuchungen zu kämpfen. Allmählig sammelten sich Mehrere um ihn, welche lebten wie er, — sangen und arbeiteten, welche lehrten und beteten, und in Liebe und Eintracht lebten. Da brach die Verfolgung des Maximin aus, und Antonius sprach zu seinen Brüdern: „Laßt uns gehen um zu kämpfen.“ Er erschien in Alexandrien, besuchte die Gefangenen, ermuthigte sie vor dem Gericht, und ging mit ihnen bis zum Tode, angestaunt und bewundert von Heiden und Christen. Was er aber suchte, den Martyrertod für Christus, fand er nicht, er sollte noch länger im Leben für Jesus zeugen. Die Zahl seiner Jünger wuchs. Seine Nahrung war Salz und Brod, und dieß oft erst am dritten Tage und mit Beschämung, daß ein unsterblicher Geist das bedürfe. Durch sein Gebet wurden Kranke auch in der Ferne geheilt, und unreine Geister ausgetrieben. In den arianischen Streitigkeiten lehrte er die Gottheit Christi, und verkündete mit weinenden Augen die kommenden, großen Bedrängnisse der Kirche. Wenn er auch ungebildet war, so suchten doch Gelehrte bei ihm Rath und Belehrung. Heidnische Weltweise besuchten ihn, um ihn zu verspotten, weil er nicht Lesen gelernt; er fragte sie: „Was ist das Erste, der Geist oder der Buchstabe?“ — „Der Geist,“ erwiederten sie. — „Gut,“ antwortete Antonius, „vor mir ist ein Buch aufge-

„rollt, das Gott geschrieben; wer den Geist hat, „bedarf der Buchstaben nicht. Ihr habt mit eurem „Wissen noch Niemand zum Heidenthum gebracht, „wir aber zum Christenthum Unzählige durch ein„fältigen Glauben." Andern, die ihn versuchen wollten, entgegnete er: „Warum kommt ihr zu einem thörichten Menschen?" — „Du bist kein Thor," erwiederten sie. — „Nun so werdet, wie ich." — Kein Traurender ging von ihm ohne Trost, und wer seinem Nächsten zürnte, söhnte sich auf sein Wort mit dem Widersacher aus, — sein Wort heilte leibliche und geistige Noth. Konstantin und seine Söhne schrieben an ihn, wie an einen Vater. Da sprach er zu seinen Mönchen: „Wundert euch nicht, „wenn euch ein König schreibt, er ist ein Mensch; „wundert euch vielmehr darüber, daß Gott sein Ge„setz den Menschen gab, und durch seinen Sohn zu „uns geredet hat." Und als er endlich dazu gebracht wurde, dem Kaiser zu erwiedern, schrieb er: „Heil dir, daß du Christum anbetest! sei nicht stolz „auf die Gegenwart, denke an das künftige Gericht, „und wisse, daß Christus allein der wahrhafte und „ewige König ist. Sei menschenfreundlich, sorge für „Gerechtigkeit und für die Armen."

Während aber Antonius diese Worte an Konstantin schrieb, waren über diesen und seine Familie schwere Schicksale hingegangen. Seine zweite Gemahlin, Fausta, hatte ihm drei Söhne geboren; aus der ersten Ehe war Krispus, der, vom Vater besonders ausgezeichnet, seiner trefflichen Gaben wegen, mit Ruhm zu Wasser und zu Land schon ge-

kämpft, und nicht geringen Antheil an dem Siege über Lizinius hatte. Konstantin hatte sein 52tes Jahr erreicht, die Söhne der Fausta waren erst 10, 9 und 6 Jahre alt; Krispus aber stand in der Blüthe und Kraft des Alters. So war es gewiß, daß ihm nach dem Tode Konstantins, wenn nicht die Alleinherrschaft, doch ein großer Theil des Reiches zufallen werde. Aber das gerade mochte Fausta ihren Söhnen bewahrt wissen, darum konnte Krispus in den Augen der Stiefmutter nicht gerne gesehen sein. Konnte sie auch seine Verdienste um Vater, und das ganze Reich nicht löschen, so eilte sie um so mehr, sich und ihren Söhnen die Zukunft zu sichern. Das Alles ist so gewiß, als die Rede, eine Stiefmutter haben, und stiefmütterliche Behandlung dulden, eine allgemein erprobte ist. Wir brauchen nicht an kleine Verhältnisse zu denken, wodurch die Härte und Ränke einer rücksichtlosen Mutter die Kinder der ersten Ehe aus dem Hause getrieben werden, damit die eigenen desto besser sich betten können; ganze Völker mußten schon fühlen, daß solcher Zwist im königlichen Palaste ausgebrochen, und mit Hab und Gut, und mit ihrem eignen Blute bezahlen, daß der königliche Vater schwach gewesen, oder durch schlimme Künste hintergangen wurde.

Dieß Letztere war bei Konstantin der Fall. Wir haben schon bei Diokletian erzählt, wie er nothgedrungen sich mit äußerer Pracht umgeben habe, um sein Leben zu schützen, und einem entarteten Geschlechte Ehrfurcht vor der Majestät des Herrschers einzuflößen. Je mehr aber der Mittelpunkt des Rei-

ches aus Europa weg nach Asien gelegt wurde, desto mehr nahm das äußere Gepränge zu. Der Palast des Kaisers war sorgfältig von der Leibwache umgeben, in seinem Innern aber befanden sich Eunuchen, welche, je größer ihre Anzahl, und je geschäftsloser ihr Amt, desto ränkesüchtiger waren; jene Menschen, die Lizinius „die Motten und Mäuse des Palastes" nannte, und welche später die unverdorbenen, kräftigen Söhne des Abendlandes, die Kreuzritter, nicht verächtlich genug schildern konnten. Es war von jeher im Morgenlande ihr Geschäft, den Fürsten vom Volke und von wahren Freunden entfernt zu halten, Anderes zu hinterbringen, als sie gehört hatten oder ihnen aufgegeben war, und dadurch jene zu verderben. Sie waren stets zu jedem Mittel fertig, je mehr dadurch ihre eigenen Verhältnisse gesichert schienen. Diese Menschen standen als Helfer und Werkzeuge bereit, um die schreckliche That möglich zu machen und auszuführen. —

Zeit und Umstände waren gut gewählt, das Opfer sollte nicht entgehen, — aber auch die nicht, welche es zum Tode brachten. Konstantin verweilte um die Mitte des Jahres 326 in Rom, wo mit großer Pracht die zwanzigjährige Regierungsfeier begangen wurde. Schon war von Fausta die Anklage so schimpflicher Vergehen gegen Krispus vorgebracht, und, was nahe liegt, durch Beihilfe der Palastdiener unterstützt, daß Konstantin im höchsten Zorn ihn nach Pola in Istrien, verbannte, und bald, wohl geängstigt durch Hochverrath und Verschwörung, ihn und den Sohn seiner geliebten Schwester tödten

ließ. Kaum aber war diese furchtbare That bekannt, als Helena, Konstantins ehrwürdige Mutter, die abwesend war, oder absichtlich entfernt gehalten wurde, herbeieilte und im herben Schmerz über den Tod beider Enkel, besonders des von ihr so geliebten Krispus, so großes Unglück bejammerte. Wohl hatte Helena die Schuldlosigkeit der Getödteten, die Verruchtheit ihrer Angeber dargelegt, und den Schleier von dem Geheimniß der Bosheit weggezogen, sonst wäre die Strafe der Ankläger des Krispus nicht zu erklären. Leichter können wir Konstantins furchtbare Lage uns denken, als schildern. Die Todten traten in ihrer Unschuld vor seine Seele; ihnen das Leben wieder zu geben, war nicht mehr möglich, wohl aber die Schuldigen an solchen Verbrechen zu bestrafen. Fausta wurde in einem heißen Bade erstickt, und viele ihrer Mitschuldigen hingerichtet. Darauf wohl, daß die erwähnten Palastdiener um das Verbrechen gewußt, und es unterstützt hatten, zielten die Worte des Lampridius im Leben eines frühern Kaisers, welches er Konstantin widmete. Unter die rühmlichen Eigenschaften seines Kaisers zählt er auf, daß er weder unter seinen Räthen, noch unter den Geschäftsmännern Eunuchen gehabt habe, welche nur den Fürsten verderben, und verleiten, nach Sitte der persischen Könige zu leben, welche die Großen in Entfernung halten vom Volke und von Freunden, die als Zwischenträger Anderes hinterbringen, als ihnen aufgegeben ist, den Fürsten verschließen und vor Allem sorgen, daß er nichts inne werde. „Ich weiß,“ fährt er

dann fort, „o Konstantin! wie gefährlich es sei, „so etwas zu einem Herrscher zu sprechen, der sol„chen Geschöpfen einst dienstbar gewesen ist; aber „nachdem du zum Wohle des Staates dich verstän„digt hast, was diese Verderber Schlechtes in sich „tragen, und wie sie die Fürsten hintergehen, so be„handelst du sie nach ihrem Werthe, untersagest ihnen „den Purpur, und verwendest sie nur zur Verrich„tung des Haushaltes!"

Wegen jener That wurde hart über Konstantin geurtheilt, und je mehr man ihn sonst erhob, desto tiefer, glaubte man, ihn herabziehen zu dürfen; man scheute sich nicht, auszusprechen, den letzten innern Grund jenes Verbrechens bei ihm gefunden zu haben, blieb aber dafür Beweise schuldig, ja berücksichtigte auch nicht einmal die äußern Verhältnisse. Wie aber die vorwurfsfreie Geschichte Konstantin kennt, war er ein gehorsamer Sohn seiner Mutter, ein liebender Bruder seiner Schwester, hob die Söhne seines Bruders, Dalmatius und Annibalianus, zu Glück und Herrlichkeit empor, — wie konnte er am Tode seines trefflichen Sohnes, und des Sohnes seiner geliebten Schwester Antheil haben! Aber beklagen müssen wir das Schicksal eines Fürsten, der durch so viele Feinde und Gefahren hindurch zur höchsten Stufe irdischen Glanzes emporgedrungen war, dem nun am Abende seines Lebens eine lasterhafte Rotte das Herz mit Kummer erfüllte, und sein Haus und seinen Namen befleckte.

Neuntes Kapitel.

Konstantinopel.

> Ich sah Athens geheiligte Ruinen, Ephesus Tempel sah ich und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift, von einem Ende zum andern, und Asiens schönste Länder besucht; aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick, dem von Konstantinopel zu vergleichen.

Es gibt Gefilde und Länderstrecken auf der Erde, wo Halm und Blume in weit üppigerer Fülle sich erheben, weit großartiger Berg und Thal, Land und Wasser sich begrenzen, als zu Byzanz, dem heutigen Konstantinopel; es gibt Länder, in deren gesegneten Fluren und Wäldern, auf deren Hügeln und Bergen eine Thierwelt in viel größerer Zahl, in buntern Farben sich bewegt, wo in unentweihter Stille beinahe noch die ersten Gebilde des Schöpfers bewahrt wurden. Aber wo ist ein so schmaler Streifen, der Land und Welle, Himmel und Erde, die Werke der Menschen und der Natur in gleicher Schöne in sich vereinigt! Wer dieses Gestade auch nur flüchtigen Fußes berührte, war voll Bewunderung über solchen Anblick, — der schöne Schmuck sanfter Hügelreihen, bis zur äußersten Ferne, — wie täglich tausend Segel am „goldnen Horn“ auf- und niedertauchen, um die Schätze der Erde zu tauschen, — wie neu belebt durch die Milde dieses Himmels. Zu jeder Stunde dieselbe Pracht! „Du hast nie eine solche Stadt ge-

sehen, und kannst sie mit keiner vergleichen, — aus den Wellen zur Spitze reizender Hügel aufsteigend, mit Bäumen von tausend Abstufungen im Grün, in üppiger Fülle geschmückt, mit unzähligen Häusern, mit goldumschimmerten Minarets, die prächtigen Quaderufer mit ihren vielfarbigen, flachgedeckten Gebäuden!" — „oder in schönen, mondhellen Nächten, wo das Dunkelblaue des Himmels mit dem tiefen Blau des Meeres zusammenfließt, und der zitternde Glanz der Sterne mit dem Leuchten der See sich vermischt, und der Nachtwind die weichsten Melodien von dem Lande her ins Meer haucht."

Aber was mehr als All dieß deine Schritte hemmt und dein Auge sinnend ruhen läßt, das ist die schmale Grenze zweier Welttheile, an der du angekommen bist, das sind die Fußtritte von so vielen Jahrhunderten, so deutlich eingedrückt. Wie oft schon wurden hier die Geschicke ganzer Völker ausgestritten, der Lauf der Geschichte vorgezeichnet, wie oft schon schwankten hier die goldnen Schaalen der Freiheit und Gesittung auf und nieder, lagerten sich an diesen Ufern jene Horden, die nur Ketten trugen und solche nur zu bringen hatten! Und seit Konstantin alten und neuen Heiden zum Aerger in diesen Auen das Kreuz zum Mittelpunkt einer großen Gemeinschaft errichtet, wie viele und schwere Heimsuchungen sind über den Christennamen hingegangen! wie ist gerade diese Stadt zum Rückhalt, zum Bollwerk geworden, wo der Feind der Christenheit sich niedergelassen, von wo er gegen unsere Voreltern ausgefallen, wohin er mit Christensklaven zurückgekehrt

ist! Und ist es nicht gerade das „goldne Horn," aus dem die schrecklichen Loose der Pest uns so oft zugefallen sind! Und jetzt, wie sorgfältig wird der Schmutz der Barbarei, und sein Eigenthum gehütet, — nicht als ob dieß Alles der Hut würdig wäre, aber die Hüter selbst sind unter sich nicht einig, wem von ihnen einst diese reiche Erbschaft, und damit der Schlüssel zu den Ländern im Auf- und Niedergang zufallen solle.

Der erste Gedanke, eine Stadt zu gründen, mochte von dort sich in Konstantin erhoben haben, als sein Glaube an Christus sich begründet, und er das Kreuz als Siegeszeichen vor aller Welt erhoben hatte. Rom mit seinen Tempeln und Altären, mit seinen Wahrsagern und Weihgeschenken, mit seinem Kapitolium und seiner Vergangenheit war immer noch der Sitz des Heidenthums, wovon am lautesten die Steine zeugten. Und was Diokletian diese Stadt entfremdet hatte, dasselbe konnte sie Konstantin nicht näher bringen. Obwohl schon längst die große Zeit ihrer Triumphe hinabgesunken war, — der Senat, wenn auch ohne Würde und Ansehen, pochte auf das, was er einst gewesen, — das Volk, seinen Vorfahren am unähnlichsten, dazu arm und ohne Macht, war stolz auf seinen Römernamen, und rächte sich in seiner sichtbaren Zurücksetzung mit den Waffen des Spottes an seinem Fürsten. Weilte Konstantin auch sonst selten in der „ewigen Stadt," so wurde ihm der Aufenthalt in ihr seit den schrecklichen Ereignissen in seiner Familie doppelt verhaßt. Wollte er aber seinen Namen durch Gründung einer neuen

Stadt verewigen, so sollte diese im Gegensatz zur „alten Roma" des Heidenthums das „neue Rom" des Christenthums werden, und schnell in sich vereinigen Alles, was jene erst im Laufe der Jahrhunderte gewonnen hatte. Es ist deutlich, daß diese Trennung von Rom Ursache mit gewesen ist, daß bald das abendländische Reich zusammenstürzte, aber auch das ist anerkannt, daß damit die Unabhängigkeit der Kirche gerettet, ihre ungehemmte Fortbildung gesichert, ihr segensreicher Wirkungskreis eröffnet war. Jede andere Frage, ob es vortheilhaft gewesen, daß der Mittelpunkt des Reiches von Rom gerückt wurde, wie sich die Kirche gestaltet, wenn Rom der Mittelpunkt geblieben wäre, und dergleichen, ist eine überflüssige, nachdem wir staunend den Bau der Kirche betrachten, und alle Völker in ihrem Schatten gesegnet sehen.

Nachdem der Mittelpunkt des Reiches in eine andere Stadt gelegt, und in ihr zugleich auch der Sieg des Kreuzes sichtbar werden sollte, so konnte zu ihrer Gründung eine günstigere und herrlichere Lage nicht leicht gefunden werden, als die des alten Byzanz. An den engen Grenzen zweier Welttheile erbaut, können die Zugänge zu ihm von dem Meere mit geringer Kraft verlegt werden, dazu ist es mit einem sichern, geräumigen und tiefen Hafen versehen, der seiner Krümmung wegen, und weil in ihm die Schätze der Erde getauscht werden, das goldne Horn genannt wird. Die fruchtbaren, reichen Ebenen, auf denen es sich ausstreckt, bieten dem Feinde keinen Punkt, von wo aus er die Stadt überragen könnte.

Dagegen ist ihr mit den Ländern des Auf- und Niederganges durch die Wasserstraße eine leichte und schnelle Verbindung gesichert, und daher ihr Name, die Brücke des Abend- und Morgenlandes. An diesen gesegneten Ufern soll im hohen Alterthum Byzas eine Stadt gegründet haben, die nach ihm Byzantium genannt wurde. Kam sie auch bald zu Ansehen und Reichthum, so war beides oft wenig gesichert durch die Einfälle der Barbaren, durch die Kriege der Perser gegen die Griechen, der Griechen gegen die Römer und durch die großen Erschütterungen des römischen Reiches. Der immerwährende Fremdenverkehr verdarb die Sitten seiner Bürger, die sich aber, durch die Natur so vielfach begünstigt, aus den Unfällen des Krieges, aus den Trümmerhaufen ihrer Stadt schnell wieder zum Wohlstand erhoben.

An diesen Ufern sollte nach weiser Berechnung die neue Hauptstadt des Reiches sich erheben. Die dichten Forsten am schwarzen Meere, die reichen Marmorbrüche der nahen Umgebung gewährten Konstantin Mittel, in kurzer Zeit eine ganze neue Stadt zu schaffen, und sie mit prachtvollen Bauwerken zu schmücken. Das alte Byzanz war auf einem der schönsten Hügel der Umgebung erbaut, — die neue Stadt umfaßte aber fünf, bald sieben Hügel, welche ihren Bewohnern die herrlichsten Aussichten über Land und Meer darboten. In rascher Folge entstanden die öffentlichen Plätze, von Säulengängen umgeben. Der kaiserliche Palast, in dessen schönstem Theile ein goldenes Kreuz mit Edelsteinen stand,

zeichnete sich aus durch große Pracht. Die Rennbahn ward allgemein bewundert ihrer Größe und ihres besondern Schmuckes wegen. Vielen Senatoren schenkte Konstantin Paläste und Güter. Unter den zahlreichen Kapellen und Kirchen war die schönste die Kirche zu Ehren der Märtyrer, aus buntem Marmor, hochgewölbt, reich verziert, und von allen Seiten umgeben von Säulengängen, an welche kaiserliche Gemächer, Bäder und Zimmer für die Kirchenhüter sich anschlossen. Zum Gebrauche des öffentlichen Gottesdienstes befahl der Kaiser die heiligen Schriften auf Pergament und mit schönen Buchstaben in fünfzig Exemplaren zu fertigen. Viele Städte Asiens, Griechenlands und Italiens mußten ihre Kunstwerke abgeben, um das neue Rom damit schmücken zu können. In rascher Aufeinanderfolge reihte sich Straße an Straße; aber der allzugroße Eifer, schnell ein zweites Rom zu erbauen, machte, daß es vielen Gebäuden an Festigkeit fehlte, von denen manche wieder zusammenstürzten, andere einer baldigen Erneuerung bedurften. Die Bevölkerung der Stadt wuchs. Die Verlegung des Hofes, der glänzende Hofstaat, mit dem der Kaiser sich umgab, der große Verdienst, den hier Arbeiter jeder Art fanden, füllte die Stadt, so wie nicht wenige durch ihre anmuthige Lage zur Niederlassung angelockt wurden. Aber auch Konstantin versäumte nichts, um der Stadt Bürger zu gewinnen. Angesehene Geschlechter erhielten, mit dem Versprechen in Konstantinopel zu wohnen, liegende Güter in Asien. Den Einwohnern selbst gewährte er dieselben Rechte und Frei-

heiten mit den Bewohnern des alten Roms. Die Masse des Volkes erhielt wie dort Gaben an Korn, Wein und Oel; selbst die Schiffer des Morgenlandes wurden durch besondere Begünstigungen gezogen, um nach Konstantinopel ihren Lauf zu richten, und es mit allem Nothwendigen zu versehen, was um so dringender war, als die Stadt, die früher andere Länder mit ihrem Ueberfluß versah, ohne Zufuhr aus der Ferne nicht mehr bestehen konnte.

Es sei uns hier erlaubt eine Schilderung jener angeführten Kunstwerke nach Nizetas Choniades beizufügen, welcher ihre Zerstörung durch die Lateiner sah und beweinte. „Wer bewunderte nicht," sagt er, „wenn er die Augen darauf richtete, wegen seiner Mannigfaltigkeit jenes vierseitige, hoch sich erhebende eherne Kunstwerk, welches an Höhe mit den größern, an vielen Orten der Stadt errichteten, Säulen wetteiferte? Auf demselben war jeder Singvogel abgebildet, sein Frühlingslied singend; die Werke der Feldarbeiter, Flöten, Milcheimer, das Blöcken der Schafe und das Hüpfen der Lämmer waren ebenfalls dargestellt; auch das weite Meer breitete sich aus, in welchem man Heerden von Fischen sah, deren einige gefangen wurden, andere die Netze überwältigten und munter wiederum die Tiefe des Meeres gewannen. Auf der Höhe dieses Vierecks, welches wie eine Pyramide in eine Spitze sich endigte, schwebte die Gestalt eines Weibes, welche von den ersten Bewegungen der Winde herumgetrieben, und daher Anemodulion genannt wurde. In der Rennbahn war ein prächtiges Bild von Herkulese aufgestellt. Ober-

halb war über ihn die Löwenhaut ausgebreitet, welche selbst im Erze furchtbar blickte, fast ein Löwengebrüll von sich gab, und das umstehende müßige Volk verjagte. Er saß aber weder mit dem Köcher angethan, noch den Bogen in den Händen haltend, noch mit der Keule bewaffnet, sondern den rechten Fuß, so wie auch die rechte Hand so weit, als es möglich war, ausstreckend, den linken Fuß nach dem Knie biegend, die linke Hand mit dem Ellbogen stützend, übrigens die Hand in die Höhe streckend und voll Verdruß den Kopf ein wenig auf die flache Hand herabbiegend, als ob er sein Unglück beklagte und unwillig wäre über die Arbeiten, welche ihm Eurystheus nicht wegen irgend eines Zwecks, sondern aus Neid und im Uebermuthe über das, ihn begünstigende, Glück aufgegeben hatte. Er hatte eine weite Brust, breite Schultern, krause Haare, ein derbes Gesäß, kräftige Arme, und erhob sich zu eben der bedeutenden Größe, welche das Urbild hatte, nach der Vermuthung des Lysimachus, welcher dieses erste und letzte, und herrlichste Werk seiner Hände aus Erz verfertigte; er war überhaupt so groß, daß ein um seinen Daum gespannter Faden den Umfang des Gürtels eines Mannes, und sein Schenkel die Höhe eines Mannes hatte."

„Auf derselben Rennbahn stand auch der bepackte, und mit Brüllen fortschreitende Esel, mit dem ihm folgenden Eselstreiber, welche Cäsar Augustus zu Aktium aufstellen ließ, als er in der Nacht, in welcher er ausgezogen war, um über das Heer des Antonius Erkundigungen einzuziehen, einen Mann,

welcher einen Esel führte, antraf, und auf die Frage, wer er wäre, und wohin er ginge, die Worte vernahm: ich heiße Nikon, mein Esel Nikander, und ich gehe zu dem Heere des Cäsar. Hier war auch die Wölfin, von welcher Remus und Romulus gesäugt wurden. Ebenso auch der Mann, welcher mit einem Löwen kämpfte, das Nilpferd, welches nach hinten in einen mit Schuppen bestachelten Schwanz ausging, und der Elephant mit beweglichem Rüssel; desgleichen auch die Sphinxe, welche vorn wohlgestaltet, wie Weiber, hinten schrecklich, wie wilde Thiere, auch dadurch noch merkwürdiger waren, daß sie, obgleich zu Fuß einherschreitend, doch behende vermittelst eines Fittigs sich bewegten, und darin mit großbeflügelten Vögeln es aufnahmen, so wie auch das wilde Roß, welches die Ohren spitzte und wieherte, der ruhig vorwärts schreitende Stier, und das alte Ungeheuer, die Szylla, welches bis zur Hüfte die Gestalt eines Weibes, aber lang gestreckt, mit überstarken Brüsten, und voll Wildheit darbot, weiterhin aber in Thiere sich spaltete, welche, in das Schiff des Ulysses springend, viele seiner Gefährten verschlangen."

„Auch war auf der Rennbahn ein eherner Adler aufgestellt, ein wunderbares Kunstwerk des Apollonius von Tyana, und ein prachtvolles Werkzeug seiner Zauberkünste. Als er nämlich einstens nach Byzanz kam, so ward er gebeten, den Bissen der Schlangen, von welchen damals die Einwohner der Stadt gequält wurden, ein Ende zu machen; er aber nahm sogleich die geheimen Künste zu Hülfe, deren

Lehrer die Geister und diejenigen sind, welche mit deren geheimem Dienste sich beschäftigen, und stellte einen Adler auf eine Säule, als ein Bild, welches den Gemüthern Freude einflößte, und diejenigen, welche an der Beschauung desselben Wohlgefallen fanden, so anzog, daß sie dabei verweilten, gleich denen, welche den unwiderstehlich lockenden Gesängen der Sirenen ihr Ohr leihen. Der Adler breitete seine Fittige aus, wie zum Fluge, und eine Schlange, welche unter seinen Füßen lag und in Windungen sich bog, hinderte ihn, sich zu erheben, indem sie mit dem obern Theile des Körpers an seine Fittige sich drängte, als ob sie ihn beißen wollte; aber die Anstrengungen des giftigen Thieres waren vergeblich. Denn von den Spitzen der Klauen des Adlers durchbohrt, verlor es seine Kraft und schien eher in Schlaf zu sinken, als, zur Bekämpfung des Vogels, dessen Fittige zu umschlingen; und indem die Schlange den letzten Athem schöpfte, erstarb auch mit ihr das Gift. Der Adler aber mit stolzem Blicke, und man möchte sagen, ein Siegeslied krächzend, war im Begriffe, die Schlange in die Höhe zu heben und mit ihr in die Luft sich zu schwingen; was er durch die Wildheit seines Auges und die Tödtung der Schlange andeutete. Wer die Schlange sah, der dachte wohl, daß sie von Windungen und tödtlichen Bissen nichts mehr wußte, und die übrigen Schlangen zu Byzanz durch ihr Beispiel verscheuchte, und ihnen rieth, auf ihre Rettung zu denken, und sich zu verkriechen. Es war aber dieses Bildniß eines Adlers nicht blos wegen der von uns bisher angegebenen Umstände

merkwürdig, sondern auch deßwegen, weil durch Linien zwölf an der Zahl, welche an den Flügeln eingegraben waren, die Stundentheile des Tages auf das Deutlichste bezeichnet waren für diejenigen, welche darauf ihren Blick richteten, wenn nicht die Strahlen der Sonne durch Wolken verfinstert waren."

„Nun aber die weißarmige Helena mit schönen Fersen und gestrecktem Halse, welche das gesammte griechische Volk vor Troja versammelte und an der Zerstörung dieser Stadt schuldig war, späterhin nach dem Nil verschlagen wurde, und nach langer Zeit in die lazedämonische Heimath zurückkehrte. Sie machte jeden Beschauer durch ihre Schönheit sich dienstbar, obwohl sie wie für die Bühne bekleidet und lieblich, wie der Thau, anzuschauen war selbst im Erze, und zur Liebe lockte durch das Gewand, die Kopfbinde, die Krone und das Geflecht der Haare. Denn das Gewand war zarter als Spinnengewebe, die Binde, welche ihr Haupt umgab, war künstlich gearbeitet; die Krone, welche die Stirne schmückte, ahmte den Schimmer des Goldes und kostbarer Steine nach; und das hingegossene, und von den Winden auseinander getriebene Haar war nach hinten von einem Bande umschlungen, und hing herab bis zu den Waden. Die Lippen öffneten sich gemach wie Blumenkelche, als wären sie im Begriffe, einen Laut von sich zu geben. Das liebliche, sogleich entgegenkommende, Lächeln, welches den Beschauer mit Freude erfüllte, das Bezaubernde des Blicks, die Wölbungen der Augenbraunen und die übrige schöne Bil-

dung des Körpers lassen sich nicht mit Worten beschreiben, und der Nachwelt anschaulich machen."

„Auch folgendes darf ich nicht unerwähnt lassen. Auf einer Säule stand eine weibliche Gestalt von jugendlicher Bildung, und im schönsten Lebensalter; das Haar derselben war an beiden Seiten zusammengeflochten und rückwärts aufgebunden; sie stand nicht sehr hoch, sondern so, daß sie von denen, welche die Hände nach ihr ausstreckten, berührt werden konnte. Die rechte Hand dieses Bildes hielt ohne irgend eine Stütze einen Mann zu Pferde an einem Fuße des Rosses mit einer Leichtigkeit, wie ein anderer nicht einen Becher mit Getränk hält. Der Körper des Reiters war strotzend von Kraft, und mit einem Panzer gerüstet, seine Beine waren mit Schienen verwahrt, er athmete nichts als Krieg. Das Roß spitzte die Ohren, als vernähme es die Kriegstrompete, hatte einen hohen Hals und feurigen Blick und verkündete mit den Augen einen muthigen Lauf; die Füße erhoben sich in die Luft, den Ansprung zum Kampfe andeutend. Nach diesem Bilde waren ganz in der Nähe des östlichen Wendepunktes der vierseitigen Rennbahn, welcher der rothe hieß, die Bildsäulen von Wagenlenkern als Muster der Geschicklichkeit im Rennen aufgestellt, durch die Richtung ihrer Hände fast wie durch Rede verständlich, die Wagenlenker ermahnend, nicht, wenn sie dem Wendepunkte sich näherten, die Zügel nachzulassen, sondern durch Anziehen derselben die Pferde umzulenken, und ohne Unterlaß, und mit noch mehr Nachdruck sie anzutreiben, damit sie so nahe als möglich am Wende-

punkte umbiegend, den sich anschließenden Nebenbuhler in einem Umkreise herumzufahren und zurückzubleiben nöthigten, auch wenn dieser mit schnellern Rossen führe, und der Kunst des Wettrennens vollkommen kundig wäre."

„Noch Eines will ich zu dem Gesagten hinzufügen, obwohl es meine Absicht nicht ist, Alles zu berichten. Lieblich anzuschauen, und in Hinsicht der künstlerischen Ausführung fast bewundernswürdiger, als alles Andere, war ein Untergestell von Stein, und das auf denselben stehende, aus Erz getriebene Thier, welches in sofern nicht unzweifelhaft einen Ochsen darstellte, als es einen kurzen Schweif, und dem Anscheine nach einen nicht so tiefen Schlund hatte, als die ägyptischen Ochsen zu haben pflegen, auch nicht mit Klauen versehen war. Es hielt aber dieses Thier zwischen seinen Kinnladen ein anderes, welches von ihm bis zum Ersticken zusammen gedrückt wurde, und am ganzen Leibe mit so scharfen Schuppen gepanzert war, daß sie selbst im Erze diejenigen, welche sie berührten, verwundeten. Man hielt jenes große Thier für einen Basilisk, und das Thier, welches von dessen Maule gepackt wurde, für eine Apis; obwohl viele der Meinung waren, daß jenes einen Nilochsen, und dieses einen Krokodill darstellte. Mir liegt nichts an solcher Verschiedenheit der Meinungen, und ich beschränke mich darauf, anzugeben, daß beide Thiere mit einander einen ganz eigenthümlichen Kampf bestanden, indem beide abwechselnd Leides eines dem andern zufügten und von einander erfuhren, zerstörten und zerstört wurden, zugleich bezwan-

gen und bezwungen wurden, beide siegten und von einander überwältigt wurden. Das Thier, welches für einen Basilisk ausgegeben wurde, war am ganzen Leibe, vom Kopfe bis zu der Spitze der Füße, geschwollen, und dessen Körper durch und durch vergiftet, war gelblicher, als die Farbe des Frosches, indem das Gift den ganzen Gliederbau des Thieres durchdrungen hatte, und ihm die Farbe des Todes gab. Es sank also nieder auf das Kniee, und das Auge war erloschen, indem die Lebenskraft zerstört war. Auch konnte es die Beschauer zu der Meinung veranlassen, daß es schon längst getödtet, und niedergeworfen wäre, wenn nicht die Füße es noch gestützt, und zum Stehen aufrecht erhalten hätten. Das andere Thier, welches von den Kinnladen des Basiliskes gefaßt war, zappelte zwar gleichfalls nur ein wenig mit dem Schweife, sperrte aber seinen Rachen weit auf, indem es durch die Zusammenpressung der Zähne erstickt wurde. Es schien aber sich anzustrengen, und zu versuchen, ob es nicht aus den Zähnen des Ungeheuers sich losmachen und aus dem Maule desselben sich retten könnte; aber es war vergeblich, weil alles von den Schultern an, so wie die Vorderfüße, und die Theile des Körpers, welche mit dem Schweife zusammenhingen, in der Oeffnung des Rachens eingeklemmt und zwischen den Kinnladen aufgespießt waren. Also tödteten sich diese Thiere einander; gemeinschaftlich war der Kampf beider, gemeinschaftlich die Vertheidigung, gleichmäßig der Sieg, und gleichzeitig der Tod."

Konstantin soll zur Anlage und Ausschmückung

der Stadt auf diese Weise sechszehn Millionen Thaler verwendet haben. Sie wurde am 11. Mai 330 mit großem Prunke eingeweiht, und ihr der Name Konstantinopel, d. h. Konstantins Stadt gegeben.

Zehntes Kapitel.

Helena in Jerusalem.

Als Jesus aus dem Tempel ging, sagte Einer seiner Jünger zu ihm: Sieh doch, Meister, welche Steine, und welche Gebäude! Und Jesus antwortete: Siehst du alle diese großen Gebäude? Es wird kein Stein auf dem andern gelassen werden, der nicht abgebrochen wird.

Durch das Kreuzeszeichen rühmte sich Konstantin an der mylvischen Brücke über Maxentius gesiegt zu haben, und während Lizinius, seine Götter um Hülfe anrufend, in die Schlacht gezogen war, hatte Konstantin sein Heer um dasselbe Zeichen geschaart. In Rom stand seine Bildsäule mit diesem verachteten und verspotteten Zeichen geschmückt, das auch zu Konstantinopel den prachtvollsten Gemächern des kaiserlichen Palastes zur Zierde sein mußte; in allen heidnischen Städten wölbten sich über dem Kreuze Kirchen und Kapellen. Was lag nun näher, als daß man auch die Oerter aufsuchte, wo es zum erstenmale in seiner ganzen Größe prangte! Wie könnte man sich des Kreuzes rühmen, des Lei-

dens und Sterbens Jesu aber, und dabei Jerusalem vergessen! Dahin war im Jahr 326 Helena, die ehrwürdige Mutter Konstantins, abgegangen, bald nach den blutigen Ereignissen in der kaiserlichen Familie. Sie wollte in Jerusalem vergessen, woran sie zu Rom erinnert werden mußte, und auf dem Kreuzwege ihres Heilandes für sich und die Ihrigen Erbarmung erflehen. Diese Reise unternahm sie in ihrem achtzigsten Lebensjahre, sie war eigentlich eine ununterbrochene Reihe von Wohlthaten, womit sie vielfältig das menschliche Elend zu lindern suchte. In Jerusalem angekommen, wornach sollte sie verlangen, was aufsuchen, wohin ihre Schritte lenken! Ihre glühende Liebe verlangte vor Allem nach dem Kreuze, an dem Jesus für unsere Sünden gelitten. Allein darüber wußte ihr Niemand Aufschluß zu geben. Die Heiden hatten aus Haß gegen das Christenthum Alles gethan, um die geheiligten Oerter unkennbar zu machen, und — zu entweihen. Der Ort, wo der Leichnam Jesu begraben lag, war mit einem großen Steinhaufen bedeckt und dabei ein Tempel der Venus erbaut, damit es den Anschein hätte, als kämen die Christen an diesen Ort, um den Ausschweifungen zu fröhnen. Nicht weit von jener Stätte hatte der Kaiser Hadrian eine Bildsäule des Jupiter errichten lassen, welche bis auf Konstantin stehen blieb.

Helena ließ nichts unversucht, um ihr heißes Verlangen erfüllt zu sehen. Sie erkundigte sich bei den Bewohnern Jerusalems, und erfuhr, wenn sie das Grab Jesu entdecke, würde sie auch unfehlbar

die Werkzeuge seines Todes finden. Es war nämlich bei den Juden Gebrauch, neben dem Orte, wo die Leiber verurtheilter Personen beerdigt wurden, auch eine Grube zu graben und in diese Alles hinein zu werfen, was bei ihrer Hinrichtung gebraucht wurde. Sogleich ließ sie den Götzentempel abbrechen, und die Bildsäule umstürzen. Man räumte Steine und Erde weg, und entdeckte endlich das heilige Grab, daneben aber drei Kreuze, die Nägel, womit Jesus am Kreuze, und die Ueberschrift, welche oben an demselben angeheftet gewesen. Diese war in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache mit rothen Buchstaben auf weiß übertünchtes Holz geschrieben, befand sich aber nicht mehr über dem Kreuze Jesu, sondern lag mit den Nägeln abgerissen beiseits.

So groß die Freude war über diese Entdeckung, so schmerzlich war die Ungewißheit, welches von diesen dreien das Kreuz sei, an dem Jesus gelitten. In dieser Verlegenheit ließ Makarius, der Bischof von Jerusalem, die Kreuze zu einer Frau bringen, die in den letzten Zügen lag, und nachdem er im inbrünstigen Gebete zu Gott gefleht hatte, berührte er sie mit den zwei ersten, ohne daß sie die geringste Wirkung verspürte, als er sie aber mit dem dritten berührte, ward sie plötzlich und vollkommen geheilt. Die Freude und der Jubel, durch dieses Wunder das wahre Kreuz gefunden, und erkannt zu haben, war groß. Helena sandte die Nägel und einen Theil des heiligen Kreuzes an Konstantin, den größern Theil ließ sie in Silber fassen, und übergab

ihn dem Bischof von Jerusalem zur Aufbewahrung für die Nachwelt.

Als Konstantin diese Geschenke empfangen hatte, schrieb er an Makarius, den Bischof von Jerusalem, einen Brief, den wir noch besitzen und der also beginnt: „So groß ist die Gnade unseres „Heilandes, daß die Sprache ihren Dienst zu ver„sagen scheint, das jetzt geschehene Wunder würdig „auszudrücken. Denn daß das Denkmal seines aller„heiligsten Leidens so viele Jahre unter der Erde „verborgen geblieben, bis nach Vertilgung des öffent„lichen Feindes, den nun befreiten Dienern Christi „hervorschimmern sollte, das ist wahrlich über alle „Bewunderung erhaben.“ Hierauf kündigte er ihm seinen Entschluß an, über die Grabesstätte einen Tempel zu erbauen, der alles an Pracht übertreffen sollte, was bisher gesehen worden sei, schreibt, daß Drazilianus, der Präfekt der Provinz, dazu Auftrag erhalten habe, verlangt, die besondern Wünsche des Bischofs zu hören und verspricht, Alles so schnell als möglich herbeischaffen zu wollen. In der That muß dieser Bau Konstantins nach der Beschreibung von Augenzeugen durch seine Größe und seine innere und äußere Pracht Alles übertroffen haben. Das Grab ist, wie uns die Evangelisten bezeugen, in den Felsen eingehauen, neun Spannen lang und zwölf Spannen hoch, und inwendig mit dem schönsten Marmor geziert. Die Wände und Säulen der Kirche waren aus demselben Marmor gearbeitet, die Kuppel und die obern innern Flächen mit dem feinsten Golde überzogen, die Dächer bis zur Spitze

mit Blei gedeckt, das Aeußere aber des ganzen Gebäudes mit geschliffenen, künstlich in einander gefügten Steinen, welches einen wundervollen Anblick gewährte. Dieses Gebäude enthielt eigentlich zwei Kirchen, die eine Anastasis von der Auferstehung, die andere Martyrium oder vom Kreuze genannt, weil sie den Ort, wo Christus gekreuzigt war, in sich begriff. Der Kaiser beschenkte die Kirche mit Gaben von Gold und Silber und mit Edelsteinen besetzt, welche wegen ihrer kunstvollen Arbeit und ihrer Größe allgemein angestaunt wurden. Helena war während des Baues gestorben, — wo, ist ungewiß, — und wurde mit großer Feierlichkeit beigesetzt; ihre Asche wird in Rom unter dem Altar der Kirche Ara coeli aufbewahrt. Ihr zu Ehren ließ Konstantin die Stadt Drepanum in Asien verschönern, und nannte sie dann Helenopolis. Nach vielen Jahren war endlich der Tempel gebaut, und wurde von den Bischöfen eingeweiht, die sich in Tyrus auf Befehl des Kaisers versammelt, um besonders die Beschuldigungen gegen Athanasius, den Patriarchen von Alexandrien, zu untersuchen.

Wir haben schon erwähnt, daß Athanasius, der eben so ausgezeichnet war durch seine Gelehrsamkeit und sein heiliges Leben, so wie durch die unermüdete Vertheidigung der Gottheit Christi gegen die Arianer, sich geweigert hatte, Arius wieder in die Kirche aufzunehmen, nachdem dieser mit seinen Freunden den Kaiser durch ein zweideutiges Bekenntniß getäuscht hatte. Der Einfluß der Arianer am Kaiserhofe stieg immer mehr, da die erste Täuschung

gelungen war, und ihr Streben ging dahin, die wichtigsten kirchlichen Aemter im Reiche mit Anhängern *ihrer* Lehre zu besetzen, und so diese zur herrschenden zu machen. Wir haben erzählt, wie sie unter den schimpflichsten Beschuldigungen den Erzbischof von Antiochien absetzten. Ihre Augen waren nun auf Athanasius gerichtet. Sie wußten, daß seine Weigerung, Arius in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, keinen günstigen Eindruck auf Konstantin gemacht hatte, und suchten den Kaiser durch Einflüsterungen noch mehr gegen ihn einzunehmen, — ein Werk, was auch zu andern Zeiten mit demselben Erfolg versucht und ausgeführt wurde. Man träufelte den Mächtigen dieser Erde das Gift in die Ohren, daß Jeder, welcher der Kirche unerschütterlich anhange, ein Feind des Staates und als Widerspenstiger gegen die Staatsgesetze zu behandeln sei. Durch diese Ohrenbläserei hat schon Mancher seine eigene Schande und Treulosigkeit zu bemänteln gesucht, oft eine zeitlang mit sehr gutem Erfolg. Eine der Beschuldigungen, die sie beim Kaiser gegen Athanasius vorbrachten, war, er habe einem Manne, welcher eine Verschwörung gegen den Kaiser beabsichtigt haben soll, Gold zugesendet zur Ausführung seiner Absicht. Da ließ der Kaiser Athanasius im Jahre 332 in Nikomedien, wo er sich eben aufhielt, vor sich erscheinen. Aber die persönliche Erscheinung des Erzbischofs, und seine Rede machte einen solchen Eindruck auf Konstantin, daß nicht nur der Ungrund der Anklage klar erschien, — sondern der Kaiser nannte in einem Briefe an die Ge-

meinde zu Alexandrien Athanasius einen Mann Gottes.

Dieses Fehlschlagen ihrer Pläne machte die Arianer so wenig bestürzt, daß sie schon im Jahre 334 mit neuen Beschuldigungen gegen Athanasius hervorzutreten wagten, und — Konstantin ihnen Gehör gab. Er bevollmächtigte deßwegen eine Synode, die sich zu Cäsarea unter dem Vorsitz des Eusebius von Nikomedien versammeln, und die Anklage gegen Athanasius untersuchen sollte. Vor dieser Versammlung aber zu erscheinen, weigerte sich Athanasius, — sie war aus seinen Feinden zusammengesetzt und seine Verurtheilung vorher schon gewiß. Man wird nicht ermangelt haben, seine Weigerung bei Konstantin zu seiner Ungunst zu deuten. Im folgenden Jahre sollte die prächtige Auferstehungskirche zu Jerusalem eingeweiht werden, und zu dieser Feier waren von Konstantin viele Bischöfe berufen, vorher aber sollten sie den Spaltungen der Kirche ein Ende machen, und sich deßwegen zu Tyrus zu einer Synode versammeln, wozu er den Konsularen Dionysius schickte. Athanasius weigerte sich aus denselben Gründen zu erscheinen, wie vor der Synode zu Cäsarea. Als aber seine Feinde einen ausdrücklichen und harten Befehl des Kaisers zu erwirken wußten, erschien er, aber mit ihm 49 Bischöfe, um für ihn und gegen seine Ankläger zu zeugen. Mit welcher Leidenschaft diese gegen Athanasius verfuhren, davon nur ein einziges Beispiel. Er wurde beschuldigt, Arsenius, einen meletianischen Bischof in Egypten, getödtet,

und ihm eine Hand abgehauen zu haben, und eine eingesalbte Hand wurde auch als die des Arsenius dem Kaiser zugeschickt. Athanasius verachtete anfangs die Anklage, als er aber sah, daß in Wahrheit daran geglaubt wurde, ließ er Nachforschungen nach Arsenius anstellen und entdeckte ihn, so wie das ganze Gewebe der Lüge. Auch auf dem Conzil zu Tyrus wurde dieselbe Anklage, und die angebliche Hand des Arsenius vorgebracht, worüber in der Versammlung ein lautes Geschrei entstand. Kaum vermochte Athanasius sich Gehör zu verschaffen, und fragte nun, ob Jemand den Arsenius kenne? Da verschiedene die Frage bejahten, ließ er den Arsenius hereinführen, welcher beide Arme unter den Mantel verborgen hielt. „Ist dieß der Mann," fragte er, „den ich ermordet haben soll?" Nun lüftete er den Mantel zuerst von der einen, und dann von der andern Seite, zeigte die eine und dann die andere Hand und sagte: „Mehr als zwei Hände hat Gott dem Menschen nicht gegeben." Und diese Leute, sagt Theodoret, welche hätten wünschen mögen, daß die Erde sie verschlinge, um ihre Schande zu bedecken, geriethen in solche Wuth, daß sie mit dem Geschrei, „er sei ein Zauberer," auf Athanasius losstürmten. Athanasius ging aus ihrer Mitte. Er hatte ihre Beschuldigung in ihrer Blöße dargestellt. Da fiel es seinen Anklägern ein, durch Gesandte aus ihrer Mitte seine Handlungsweise in Egypten selbst untersuchen zu lassen. Athanasius willigte endlich in diese Maßregel unter der Bedingung, daß keine parteiischen Männer jenen Auftrag

erhielten. Allein gerade dieses wurde hintertrieben, und Männer zur Untersuchung nach Egypten geschickt, die seine erklärten Feinde waren. Gegen diese ungerechte Handlungsweise erklärte sich Athanasius, und reiste nach Konstantinopel, um vor dem Kaiser seine Klage zu führen. Da Konstantin ihm anfangs nicht Gehör geben wollte, — rief ihm Athanasius zu: „Der Herr sei zwischen mir und dir Richter, da du dich mit jenen vereinigst, die durch ihre Verläumdung mich unterdrücken!" Der Kaiser hörte ihn nun und Athanasius verlangte nichts weiter, als daß er diejenigen vor sich rufe, die ihn verurtheilt hatten, und dann selbst als Richter spreche. Der Billigkeit dieser Forderung willfahrte Konstantin, und forderte alle Bischöfe, welche zu Tyrus waren, nach Konstantinopel. Dieser kaiserliche Befehl fiel wie ein Donnerschlag unter die Ankläger des Athanasius; aber sie wußten ihm zu entgehen: statt Aller erschienen nur Wenige seiner heftigsten Feinde vor dem Kaiser. Sie hüteten sich aber wohl, die alte Beschuldigung vorzubringen, eine neue Anklage sollte ihn um so sicherer verderben. Sie brachten vor, Athanasius soll sich geäußert haben, es stehe in seiner Macht, die Kornflotte, welche halbjährlich von Alexandria aus die Residenz mit Frucht versah, zurück zu halten, und Konstantinopel der Noth Preis zu geben. Jede Einrede des Athanasius und seiner Freunde gegen diese ungereimte Anklage war umsonst; sei es, daß sich Konstantin von ihrer Wahrheit überzeugt hielt, oder daß er Athanasius, das immerwährende Ziel aller Streitigkei-

ten, entfernen wollte, — er verbannte ihn nach Trier im Jahre 336. Bei solchen Erscheinungen fragen wir mit Recht, wozu Marmor, Gold und Silber zur Auferstehungskirche in Jerusalem, und Blei zu ihren Zinnen und Dächern, wenn die muthigsten Vertheidiger der Gottheit Christi in die Verbannung zu gehen gezwungen waren!

Inzwischen waren die Bischöfe von Tyrus weg auf Befehl des Kaisers nach Jerusalem gegangen, um die Weihe der Auferstehungskirche vorzunehmen. Diese wurde auch unter Zusammenfluß einer zahllosen Menschenmenge mit großer Feierlichkeit vollzogen.

Eilftes Kapitel.

Konstantin's Taufe und Tod.

Der Eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, ist nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als sein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze,
Und Der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird nach verschiednem Glanze
Getäuscht ein Jeder, Keiner reich.

Hat Er sich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb aus diesem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du bist mein Leben, meine Welt;
Wenn nichts vom Irdischem mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

Auch ohne die Gründung Konstantinopels, ohne die Prachtbauten zu Jerusalem und Anderes der Art wäre Konstantin's Name unsterblich geworden. Seine entschiedene Achtung für das Christenthum zeigte die Anordnung zur ungestörten würdigen Sonntagsfeier, an welchem Tage er die richterliche Abhandlung von Klagen und Rechtshändeln verbot, ebenso alle militärischen Uebungen; nur die Freilassung der Sklaven in der üblichen Form sei erlaubt. Durch ihn wurde die Todesstrafe der Kreuzigung abgeschafft, weßwegen ihn die Heiden zu den Göttern erhoben.

Gleichzeitig mit diesem war das Verbot, Jemanden im Angesichte zu brandmarken, „damit das Antlitz, welches nach Aehnlichkeit göttlicher Schöne gebildet sei, nicht geschändet werde.“ Die blutigen Schauspiele der Gladiatorenkämpfe wurden strenge verboten; wer aber sonst seiner Verbrechen wegen zu diesem Kampf verurtheilt wurde, soll von nun an in die Bergwerke geschickt werden, damit er, ohne das Leben zu verlieren, sein schweres Unrecht erkenne. Schon haben wir von den Kirchen geredet, die er erbaut, von der Achtung, welche er den Hirten der Kirche bewiesen; — den höchsten Beweis seines Vertrauens gab er den Dienern der Kirche durch folgende Verfügungen: „Sklaven, die im Angesichte der Kirche von Klerikern für frei erklärt werden, treten mit derselben Rechtskraft in Freiheit, als wären sie von der richterlichen Behörde für frei erklärt worden,“ und „wenn zwei, in einen Rechtshandel begriffene, Parteien sich nicht beim Ausspruch des weltlichen Richters beruhigen wollen, so können sie ihre Rechtssache vor die Bischöfe bringen, und die Aussprüche dieser sollen, wie die des Kaisers, volle Geltung haben.“

Schon vorher hatte Konstantin die Priester von Verpflichtungen zu Staatsdiensten entbunden, den Christen des Reiches aber das Recht eingeräumt, ihren Kirchen durch den letzten Willen Vermächtnisse zu hinterlassen, und durch ein Gesetz vom Jahre 315 die katholische Kirche von der Steuerpflichtigkeit frei gesprochen. Seine menschliche Gesinnung gegen alle Bewohner seines Reiches beurkunden frühere

Gesetze. Da zu seiner Kenntniß kam, daß Eltern, gedrängt durch unerhörte Erpressungen, besonders unter Maxentius, ihre Kinder verkauften, oder in Verzweiflung ihnen das Leben nahmen, um sie von gleichem Elend zu befreien, so befahl er: „In allen Städten Italiens werde öffentlich kund gethan, wenn aus Dürftigkeit wegen Mangel an Nahrung und Kleidern, Eltern ihre Kinder nicht erziehen können, so werde ihnen dieß ohne Verzug gereicht; denn die Erziehung der herankeimenden Kindheit leidet keinen Verzug. Dazu soll der Staatsschatz und unser Privatvermögen ohne Unterschied zu dienen in Bereitschaft sein." Ein Gesetz für die Provinz Afrika im Jahr 322 drückt sich also aus: „Es ist zu unserer Kenntniß gekommen, daß Menschen in der Provinz aus Nahrungslosigkeit und Mangel an Lebensunterhalt ihre Kinder verpfänden oder verkaufen. Solchem Elend soll unser Staatsschatz hülfreich zuvorkommen. Die Obrigkeiten von Afrika seien hiermit ermächtigt, ihnen die nöthige Unterstützung, und aus unsern Scheunen den erforderlichen Unterhalt zu reichen. Es ist unserm Herzen unerträglich, daß Jemand aus Hunger zu Grunde gehe, oder zu Verbrechen hingetrieben werde."

Ein denkwürdiger Beweis der Milde und kaiserlicher Uneigennützigkeit war die Steuernachlassung nicht für einzelne Provinzen, sondern für das ganze Reich. Von dieser sagt der mehr erwähnte Eusebius: „Wie Konstantin aber im Allgemeinen dem Menschen einen erfreulichen Zustand bereitet hat, mag man entnehmen aus einem einzigen, auf Alle

sich verbreitenden, wohlthätigen Beispiele, welches Allen noch bekannt ist. Er schlug von den, auf das Ackerland gelegten, jährlichen Abgaben den vierten Theil ab, und schenkte ihn den Besitzern der Felder, so zwar, daß wenn man die Erleichterung, die auf jedes Jahr herausfällt, in Rechnung bringt, je das vierte Jahr der Landmann ganz frei von Leistungen des Felderträgs dahin geht. Dieses durch ein Gesetz ausgesprochen, welches auch für künftige Zeiten gelten soll, hat nicht allein bei gegenwärtigem Geschlecht, sondern auch bei dessen Kindern und ihren Nachkommen dem Kaiser eine unvergeßliche, und ewig dauernde Erkenntlichkeit erworben."

Wie sehr er aber Erpressungen ungerechter Verwalter zu hindern strebte, zeigt ein Gesetz vom 15. Oktober 325 zu Nikomedien gegeben, welches also lautet: „Wäre Jemand, an was immer für einer Stelle, was immer für Ranges oder Würde, der gegen einen meiner Richter, Geschäftsgehülfen, Freunde oder Hofämter auf eine wahre und verläßliche Weise darzuthun die Zuversicht hätte, daß er nicht rein und gerecht sein Amt verwaltet habe, der nähere sich mir unerschrocken und sicher; er fordere mich auf; ich selbst will anhören, will untersuchen, und wo es erwiesen sein wird, will ich mir selbst Genugthuung an einem solchen nehmen, der mich bis auf diese Zeit durch geheuchelte Rechtschaffenheit hintergangen hat. Jenem aber, der mir es entdeckt und den Beweis stellt, den will ich mit Ehren und Gut bereichern. Also möge mir die höchste Gottheit gnädig sein, und

mich in gutem Wohle erhalten, wie ich wünsche, zum höchsten Glücke und zur Blüthe des Gemeinwesens."

Eben so streng war er wider heidnischen Wahn und Aberglauben. Er verbot den Zeichendeutern, welche aus den Eingeweiden der Opferthiere und aus verschiedenen, beim Opfern sich ereignenden, Erscheinungen die Zukunft deuteten, bei Todesstrafe, in Privathäusern ihre verderblichen Künste auszuüben, wer sie aber dazu einlade, den solle Verbannung und Einziehung seines Vermögens treffen. Heidnische Tempel aber, wie den zu Aphaka in Phönizien, zu Heliopolis derselben Provinz, in denen die abscheulichsten Ausschweifungen unter dem Namen der Religion statt fanden, ließ er dem Boden gleich machen, und untersagte endlich Allen das Aufrichten der Götzenbilder, und das Opfern vor ihnen. Dennoch mußten von ihm die Heiden bekennen: er steuerte den vielen Betrügereien durch die strengsten Gesetze, war ein Beförderer aller Künste, besonders der Wissenschaften, beschäftigte sich mit Lesen, Schreiben und Betrachtung, und gab seinen Gesandten, und den Klagen der Provinzen selbst Gehör. Seine Gesetze zeugen davon, wie er die Wissenschaften zu schützen und zu heben suchte. In einem kaiserlichen Befehl vom 1. August 321 spricht er die Aerzte, die Lehrer der Beredtsamkeit, und wer sonst dem Vortrage der Wissenschaften obliege, von allen öffentlichen Lasten in persönlicher sowohl, als dinglicher Hinsicht frei, und verbietet unter Festsetzung einer an die Staatskasse zu entrichtenden Strafe von 100,000 Sesterzien, sich an ihnen auf irgend eine Art zu vergreifen, und

sie mit Gewalt vor Gericht zu ziehen. Ein Sklave, der sie mißhandle, sei in Gegenwart des Beleidigten von seinem Herrn mit Peitschenhieben zu züchtigen, und habe er im Auftrage seines Herrn gehandelt, dieser zu einer Erlegung von 20,000 Sesterzien anzuhalten. Den Aerzten soll ihr Lohn, den Lehrern ihr Gehalt pünktlich gereicht werden, und jeder zwar ein Amt verwalten können, keiner aber zur Annahme eines Amtes genöthigt werden. Ein zweites Gesetz vom 20. Juni 326 entbindet die wirklichen und gewesenen Oberärzte von allen Verpflichtungen der Rathmänner, Senatoren, Grafen und Bewährten, wie nicht minder von allen Gemeinlasten und den Leistungen an Gold und Silber und Pferden, und dehnt diese Gunst auch auf die Söhne der Aerzte aus. Ein drittes Gesetz endlich vom 28. Oktober 333, zu Konstantinopel gegeben, bestätigt die zugestandenen Wohlthaten der frühern Kaiser und befreit die Aerzte und Lehrer der Wissenschaften, wie auch ihre Weiber und Söhne von allen öffentlichen Würden, namentlich vom Kriegsdienst und der Einquartirungslast, „damit sie ihre Kenntnisse und Künste recht Vielen mittheilen mögen."

So war es Konstantin, der durch heilsame Maßregeln die Provinzen vor Plünderung schützte, und das Ganze vor neuen Erschütterungen, und seit Augustus saß kein römischer Kaiser eine so lange Reihe von Jahren auf dem Throne als Konstantin, und unter ihm genoß das Reich in seiner größten Ausdehnung eine Ruhe, wie selten vorher. Es ist bekannt, wie römische Prätoren und Prokonsuln

in den ihnen anvertrauten Provinzen zu hausen pflegten. „Zu Recht und Unrecht stand ihnen Waffengewalt zu Gebot, und die Geplünderten, wohin wollten sie sich wenden, wenn sie nicht etwa das Bürgerrecht erworben hatten?“ „Zur Zeit, wo die Habsucht im besten Wachsthum emporstieg,“ sagt Plutarch, „verlegten sich die gesendeten Prokonsuln und Prätoren, da ihnen das Stehlen nicht edelsinnig schien, aufs Rauben. Das Annehmen hielt man nicht für böse, und wer es mit Maß that, wurde sehr geliebt.“ Es lag sehr nahe bei der Vereinigung von solcher Macht in Einer Person über Soldaten, Staatsgelder und Getreidevorräthen, daß man mit diesen jene bestach, immer Krieg erregte und das Land verheerte. Konstantin war es, der die Provinzen von solcher Plage, und das Reich von so vielen Gefahren befreite. Nach seinem Willen hatte der bürgerliche Prätor die Staatsgelder und das Getreide in Verwahrung, der Befehlshaber der Soldaten empfing sie von jenem. So allgemeine Billigung diese Maßregeln des Kaisers fanden, so viel suchte man die Theilung des Reiches zu tadeln, die nach seinem Willen und mit seinem Tode eintrat, indem er das Reich unter seine drei Söhne Konstantin, Konstantius und Konstans, und seine Brudersöhne Dalmatius und Annibalianus theilte. Es ist zwar unbestritten, daß die Theilung des Reiches unter mehrere Herrscher, wie wir sie gesehen haben, von denen jeder ein eigenes Heer, und eine eigene Hofhaltung hatte, für das Reich wenig Gutes brachte, desto mehr aber an diese Vielherrschaft die Plün-

derung des Reiches sich knüpfte; aber ebenso gewiß ist, daß dieses Reich mit seinen weitentlegenen Grenzen nur dann von Einem Manne verwaltet und beherrscht werden konnte, der eben so ausgezeichnet war durch seine Thatkraft wie seine geistigen Talente. Wenn Konstantin dieß Alles in einem ausgezeichnetem Grade in sich vereinigte, so mußte er eben so leicht erkennen, daß unter den Seinigen Niemand war, der dieser großen Aufgabe gewachsen wäre. Ehe also das Reich nach seinem Tode einem blutigen Kriegsspiel zu überlassen, durch welches erst die Provinzen getheilt werden sollten, hielt er es für besser, durch seinen Willen diese Aenderung zu treffen. Daß dieser väterliche Wille von den Söhnen nicht heilig gehalten, sondern fürchterlich verletzt wurde, das vorher zu wissen lag in keines Menschen Macht, kann also auch Konstantin nicht zum Vorwurf dienen.

Seit der Niederlage und dem Tode des Lizinius ward kein Feind mehr innerhalb der Grenzen des Reiches gesehen. Nur ein einziges Mal mußten die Waffen gegen die Gothen ergriffen werden, als sie die Sarmaten, eine unter römischem Schutze stehende Völkerschaft, mit Krieg überzogen. Gegen sie wurde Konstantin, der älteste Sohn des Kaisers, mit einem Heer abgeschickt, und dem Feind durch die Schärfe des Schwertes, durch Hunger und Kälte eine schwere Niederlage beigebracht; sie erhielten nun auf ihre Bitte den Frieden, mußten aber Geißeln stellen, unter welchen sich auch Ariarich der Sohn des Königs befand. Nicht lange darnach überfielen sie abermals die Sarmaten, und wußten diese so in

die Enge zu treiben, daß von ihnen die Sklaven bewaffnet, und gegen die Gothen gesendet wurden. Die Sklaven trieben die Feinde auch zurück, aber nun wendeten sie ihre Waffen gegen ihre eigene Herren, und zwangen sie, ihre Wohnungen zu verlassen und auszuwandern. So um jede Hoffnung betrogen, flehten sie Konstantin um Aufnahme in das römische Reich, — es waren gegen 300,000 Menschen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Konstantin gewährte ihre Bitte. Die streitbaren Männer traten in die Heere des Kaisers, die übrigen wurden in mehrere Provinzen des Reiches vertheilt.

Konstantins Name wurde selbst entfernten Barbaren furchtbar, die durch Geschenke seine Freundschaft zu erwerben suchten. Mit nicht geringen Staunen sahen einst die Bewohner der Residenz eine Gesandtschaft des fabelhaften Volkes der Blemmyer, der Indier und Aethioper die Stufen des Pallastes hinansteigen. Es waren Männer von erstaunlicher Größe, aber so verschieden an Gesichtsfarbe, wie an Kleidung und Sitte. Sie brachten dem Kaiser, die einen goldne Kronen, mit Edelsteinen geschmückte Diademe, und goldgewirkte Feierkleider, die andern Pferde, Schilde, Lanzen, Bogen und Pfeile, und wollten ihm damit ihr Bündniß und Freundschaft bringen. Konstantin nahm ihre Geschenke an, beschenkte sie wiederum, und wußte Einige durch seine Gunst so zu fesseln, daß sie, die Rückkehr vergessend, an seinem Hofe blieben.

Wichtiger als diese war die Gesandtschaft des persischen Königs Sapor, welcher von Konstan-

tin besonders die Erlaubniß verlangte, Eisen aus dem römischen Reich nach Persien ausführen zu dürfen, um sich, wie er vorgab, gegen andere Völker rüsten zu können. Obwohl der Kaiser seine Absicht errieth, daß dieß wohl einst den Römern gelten werde, so schlug er die Bitte der Gesandten nicht ab, benutzte aber zugleich diese Gelegenheit, um dem Perserkönig durch ein Schreiben die Christen zu empfehlen. Wie wenig er sich aber in der Absicht der Perser getäuscht hatte, mußte er vier Jahre nachher erfahren, als Sapor mit drohenden Worten die Herausgabe jener fünf Provinzen verlangte, welche der Perserkönig Narses, von Galerius besiegt, an das römische Reich hatte abtreten müssen. Konstantins Antwort war verständlich, — an das Heer erging der Befehl, gegen die Perser aufzubrechen, und als nun Sapor Unterhandlungen anknüpfen wollte, wurden diese zurückgewiesen. Es hatte den Anschein, als ob Konstantin im Greisenalter seinen letzten Kampf noch mit denen bestehen sollte, gegen die er als Jüngling zuerst gekämpft hatte.

Im Wohlsein feierte er noch das Osterfest des Jahres 337 und durchwachte mit den Gläubigen die Nacht der Auferstehung im Gebet, als er sich plötzlich unwohl fühlte. Um die Anfälle der Krankheit zu brechen, bediente er sich zuerst der Bäder der Hauptstadt, und sodann der warmen zu Helenopolis. Allein statt Erleichterung zu erhalten, nahm das Uebel immer mehr zu, so daß er den herannahenden Tod fühlte. Er ließ sich nun in die Kirche der genannten Stadt tragen und durch Auflegung der

Hände unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen. Darauf reiste er nach Achyrona, einem Landhause bei Nikomedien. Durch den Wechsel des Ortes und der Reise, nahm die Krankheit zu, und stieg mit dem Eintritt des Pfingstfestes aufs Höchste. Nun erklärte er vor Eusebius und einigen andern Bischöfen sein inniges Verlangen, die heilige Taufe zu empfangen. „Es war zwar längst bei mir beschlossen," redete er sie an, „im Jordanflusse ihrer theilhaftig zu werden, wo auch der Heiland uns zum Beispiele sie empfing, — aber Gott, der am besten weiß, was zum Heile dient, hat es anders gefügt. Wofern aber der Herr des Lebens und des Todes meine Tage noch länger fristet, und ich mit der ganzen Gemeinde am öffentlichen Gebete Theil nehmen kann, so gelobe ich nach den göttlichen Geboten der göttlichen Gnade würdig zu wandeln." Nun empfing er in feierlicher Weise von Eusebius, dem Bischofe von Nikomedien, die heilige Taufe, ward nach vollbrachter heiliger Handlung mit dem weißen Gewande angethan, auf ein weißes Bett gelegt, und weigerte sich fortan, den Purpur zu berühren. Nachdem er noch mehreres verfügt, seinen Söhnen und Neffen die Herrschaft über die ihnen angewiesenen Provinzen bestätigt hatte, verschied er gegen Mittag am 22. Mai 337 im 63. Jahre seines Alters, und dem 31. seiner Regierung.

Schmerz und Trauer um des Kaisers Tod äußerte sich laut sowohl bei der Umgebung desselben, und der Leibwache, als auch in dem nahen Nikomedien. Sein Leichnam ward in einem goldnen Sarge von

den Soldaten nach Konstantinopel getragen, hier in einem Saal des Palastes auf einem Trauergerüste, mit dem Purpur angethan, das Haupt mit dem Diadem umwunden, ausgestellt, und von Vielen Tag und Nacht bewacht. Endlich wurde er, nach der Ankunft eines seiner Söhne, des Konstantius, der auf die Todesnachricht aus dem Morgenlande herbeieilte, in die prachtvolle Apostelkirche beigesetzt, und damit auf lange auch Friede und Ruhe des Reiches in das Grabgewölbe beigeschlossen.

So lebte, so starb Konstantin, welchem manche Christen nicht verzeihen können, daß er nicht Heide geblieben, dem es Heiden schwer anrechneten, daß er Christ geworden, und eben deßwegen berechtigt zu sein glaubten, sein Leben und seinen Namen vor der Nachwelt anschwärzen und seine Werke verkleinern zu müssen. Daß er seine Taufe bis in die letzten Lebensstunden verschob, kann nur denen anstößig erscheinen, die nicht wissen, daß es im vierten Jahrhundert Sitte gewesen, jene bis ins hohe Alter zu verschieben, weil sie sich nicht zutrauten, die Reinheit des Lebens bis an den Tod bewahren zu können. Dieser Sitte schloß sich Konstantin an, in dem Glauben, dadurch sein Heil nicht zu gefährden. Im Uebrigen haben wir sein Leben in wenigen Worten nach der Geschichte getreu darzustellen gesucht, ohne seine Fehler zu verhehlen. Konstantin ist es wie vielen Andern ergangen, welche alten Wahn gebrochen, mit Kraft eine neue Ordnung der Dinge ins Dasein gerufen, und auf Jahrhunderte den Lauf der Geschichte vorgezeichnet haben, — von den Begünstigten wurde er bis in den Himmel erhoben, von denen aber, welche er angegriffen und verletzt hatte, herabgezogen und mit Bitterkeit herabgewürdigt. Bei

diesen Gesinnungen der Menschen aber fragen wir mit Recht: Welchen Maßstab hat die Geschichte, um über den Menschen zu richten? Und sie antwortet: Schuld und Verdienst wird einem Jeden zugemessen nach der Größe seines Geistes und der Kraft seines Willens. Gerade deßwegen, weil Konstantin, in seinem Streben nach Wahrheit, das Göttliche erkannt, es mit kräftiger Hand gegen seine Feinde pflegend geschützt, in die Trümmerhaufen der alten Welt junges, frisches Leben geleitet und darüber eine neue Welt aufgebaut hatte, — nennen wir ihn mit Recht und Dankbarkeit zugleich Konstantin den Großen.

Druckfehler.

Seite	8	Zeile	13	v. u.	statt	Schwülen lies Schwielen
,	25	,	5	v. u.	,	Hätten lies Hatten
,	26	,	6	v. o.	,	Bitteres lies Bittereres
,	29	,	8	v. o.	,	wurden lies wurde
,	37	,	5	v. u.	,	seinen lies seinem
,	38	,	7	v. u.	,	Servir lies Servia
,	39	,	1	v. u.	,	den lies dem
,	40	,	4	v. o.	,	ihren lies ihrem
,	41	,	4	v. u.	,	ansehlichem lies ansehnlichem
,	43	,	9	v. o.	,	lichen lies lichem
,	49	,	7	v. u.	,	Schriften lies Schriften
,	52	,	6	v. u.	,	seinen lies seinem
,	55	,	7	v. o.	,	entblöst lies entblößt
,	57	,	15	v. u.	,	den lies dem
,	58	,	4	v. v.	,	ihn lies ihm
,	62	,	3	v. o.	,	der lies die
,	62	,	9	v. u.	,	stolzen lies stolzem
,	79	,	15	v. u.	,	wir lies mir
,	86	,	2	v. o.	,	mußten lies mußte
,	93	,	11	v. o.	,	Panonien lies Pannonien
,	94	,	15	v. o.	,	Sormaten lies Sarmaten
,	101	,	14	v. o.	,	novel lies ovel
,	108	,	13	v. o.	,	ihren lies ihrem
,	109	,	11	v. u.	,	ihren lies ihrem
,	112	,	5	v. o.	,	Pafautius lies Paphnutius
,	114	,	9	v. u.	,	Nichts lies nichts
,	117	,	11	v. u.	,	Er lies Es
,	132	,	1	v. u.	,	Herkulese lies Herkules
,	138	,	11	v. o.	,	denselben lies demselben
,	138	,	9	v. u.	,	eine lies einen
,	147	,	14	v. o.	,	den lies dem
,	150	,	13	v. u.	,	Irdischem lies Irdischen
,	156	,	13	v. o.	,	Getreidevorräthen lies Getreidevorräthe